
WIDENER
HN WSC7 X


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Marie von Bunsen

Allerhand Briefe

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
.... Berlin 1903 ....

Marie von Bunsen

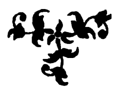
Allerhand Briefe

Novellen und Skizzen

o

Marie von Bunsen

Allerhand Briefe
Novellen und Skizzen



Mit Buchschmuck von der Verfasserin

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin
1903



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalt

Allerhand Briefe

Niemand wird erfahren, wie diese zusammenhang-losen Blätter in meine Hände gerieten. Ohne den geringsten sachlichen Wert, geben sie immerhin Einblicke in andere Verhältnisse, in fremder Leute Geschick.



I.

a) Max Emich Graf Pallanth, Leutnant bei den ... Garde ..., sechsundzwanzig Jahre alt, an seine ältere Schwester.

Friedersdorf bei Emden,
20. October 1899.

Liebste Anna!

Ich weiß, daß jetzt all Deine Gedanken um mich sind, ich weiß, daß Du richtig und klar urteilst, daß mein Wohlergehen Dir das Wichtigste auf Erden bedeutet. Dankbarst erkenne ich dies an, möchte in Deinem Sinn handeln, aber ich bezweifle, ob ich es vermag.

Die Gudrun (wie konnte man ihr das antun!) ist ein wohlerzogenes, vernünftiges, liebens-

würdiges junges Mäd[illegible]
unschöner als auf der [illegible]
kleiner als ich dachte, [illegible]
Gesichtsfarbe und stumpf[illegible]
Vater und Mutter Förs[illegible]
sagen, braver Durchschnitt, [illegible]
leben macht sogar einen bes[illegible]
druck. Sie sind denkbarst [illegible]
Sache verlief äußerst glatt.

Dabei bin ich vollkommen [illegible]
am ersten Abend, bei der Cigarr[illegible]
von Förster, seine Tochter hab[illegible]
sprochenen Eindruck auf mich gem[illegible]
ich es für meine Pflicht, da er m[illegible]
eine Woche zur Jagd eingeladen hab[illegible]
Verhältnisse auseinander zu setzen. [illegible]
indem ich dies schreibe, wird mir kla[illegible]
ehrlich meine Worte in Wirklichkeit wa[illegible]
Eindruck war eben n i c h t der von [illegible]
deutete gewesen, und die letzten schlimmen [illegible]
habe ich eben nur teilweise genannt.

Dieses verfluchte, verdammte Hazard[illegible]
etwaigen nächsten Harmlosenprozeß Fö[illegible]
mich ruhig vernehmen lassen, mein [illegible]
zweifellos als du[illegible]s korrekt und

zeichnet werden, vom Regimentskommandeur würde ich kaum einen Rüffel erhalten. Und doch und doch! Schmutz bleibt an den Fingern hängen; mich bedrückt nicht allein die Summe. Es ist ein gräßliches „Vergnügen“.

Und jetzt muß ich heraus, und wie anders als durch eine reiche Verlobung. Dabei kann ich sofort über ein nettes junges Mädchen aus guter, christlicher Familie verfügen. Das ist ja ein unerhört glücklicher Zufall. In welche Kreise, was für Wesen haben nicht Kameraden, denen, wie mir, das Wasser an die Kehle reichte, heiraten müssen?

Jedoch mit erst sechsundzwanzig Jahren ohne Interesse, ohne Neigung, ohne Leidenschaft, ohne Liebe sich auf immer zu fesseln! Ich bin, glaube ich, gar nicht übermäßig gefühlvoll, aber mir scheint es ungeheuer bitter. Diese nahe, ewige Gemeinschaft mit einem guten, harmlosen Geschöpf, das einem aber leider eher mißfällt. Und alle Träume werden geraubt, ich habe ja auch geträumt. [illegible] bin ein anständiger Mensch;
[illegible] meine Frau es nicht be-
[illegible] ich diese Pflichten auf

würdiges junges Mädchen; sie ist eigentlich nicht unschöner als auf der Photographie, aber doch kleiner als ich dachte, mit blasser, anämischer Gesichtsfarbe und stumpfbraunem Haar. Gegen Vater und Mutter Förster ist gar nichts zu sagen, braver Durchschnitt, und das Familienleben macht sogar einen besonders günstigen Eindruck. Sie sind denkbarst zuvorkommend, die Sache verlief äußerst glatt.

Dabei bin ich vollkommen aufrichtig gewesen; am ersten Abend, bei der Cigarre, sagte ich Herrn von Förster, seine Tochter habe einen ausgesprochenen Eindruck auf mich gemacht; so hielte ich es für meine Pflicht, da er mich gütigst auf eine Woche zur Jagd eingeladen habe, ihm meine Verhältnisse auseinander zu setzen. Nein, . . . indem ich dies schreibe, wird mir klar, wie unehrlich meine Worte in Wirklichkeit waren. Der Eindruck war eben nicht der von mir angedeutete gewesen, und die letzten schlimmen Schulden habe ich eben nur teilweise genannt.

Dieses verfluchte, verdammte Hazard. Im etwaigen nächsten Harmlosenprozeß könnte ich mich ruhig vernehmen lassen, mein Spiel würde zweifellos als durchaus korrekt und vornehm be-

zeichnet werden, vom Regimentskommandeur würde ich kaum einen Rüffel erhalten. Und doch und doch! Schmutz bleibt an den Fingern hängen; mich bedrückt nicht allein die Summe. Es ist ein gräßliches „Vergnügen".

Und jetzt muß ich heraus, und wie anders als durch eine reiche Verlobung. Dabei kann ich sofort über ein nettes junges Mädchen aus guter, christlicher Familie verfügen. Das ist ja ein unerhört glücklicher Zufall. In welche Kreise, was für Wesen haben nicht Kameraden, denen, wie mir, das Wasser an die Kehle reichte, heiraten müssen?

Jedoch mit erst sechsundzwanzig Jahren ohne Interesse, ohne Neigung, ohne Leidenschaft, ohne Liebe sich auf immer zu fesseln! Ich bin, glaube ich, gar nicht übermäßig gefühlvoll, aber mir scheint es ungeheuer bitter. Diese nahe, ewige Gemeinschaft mit einem guten, harmlosen Geschöpf, das einem aber leider eher mißfällt. Und alle Träume werden geraubt, ich habe ja auch geträumt. Und ich bin ein anständiger Mensch; wenn ich heirate, soll meine Frau es nicht bereuen. Kann ich, will ich diese Pflichten auf mich nehmen?

Liebe, gute Anna, ich bin sehr unglücklich, es ist ja Alles meine Schuld, aber hart bleibt es doch. Dein Max Emich.

b) Gudrun von Förster, dreiundzwanzig Jahre alt, an Gräfin Anna Pallanth.

Friedersdorf, den 28. October 1899.

Meine liebe Anna!

Von ganzem Herzen danke ich Dir für Deinen so überaus gütigen Brief, für die rührend freundliche Weise, mit der Du mich als Schwägerin willkommen geheißen. Du glaubst nicht, wie wohl es mir tat; denn ich habe mir doch bange Sorgen gemacht, ob ich Euch auch als Max Emichs Braut recht sein würde; er ist so anziehend, so schön, er gewinnt alle Herzen im Flug; wie nach jeder Richtung falle ich gegen ihn ab. Aber weil er mich liebt, wollt Ihr mich auch lieben. Seine Liebe ist das überraschendste Glück. Niemals glaubte ich, daß so Etwas mir zu Teil werden würde, und nun kam es vom Himmel, über Nacht. Er liebt mich, so wie ich bin, gerade weil ich so bin, und von ganzem Herzen. Dies waren seine Worte.

Kannst Du Dir nicht denken, daß ich dem lieben Gott auf den Knieen für sein Gnadengeschenk danke, daß ich in der weiten Welt Niemanden beneide, daß ich auf Wolken zu wandeln meine, daß ich diese Seligkeit kaum zu fassen vermag?

Er ist heiter und zufrieden; glücklicher als wir, sind, glaube ich, noch niemals zwei Menschen gewesen.

Es umarmt Dich, liebe, leider noch unbekannte Schwägerin, treulichst

Deine

Gudrun Förster.

II.

Fritz, acht Jahre alt, an seinen Großvater, den Regierungspräsidenten Mengoldt.

(Vorgezeichnete Doppellinien, große krakelige Buchstaben, mehrere Kleckse.)

Lieber Großpapa ich danke dir vilmal für dein schönes Geschenk Mama sagt ich soll dir sagen was es war es war eine Gadikor uniform und eine Archinoa was meistens kaputt ißt.

Wir hatten sieben Kinder zur Shokolade Leni aß viel Schlacksane und ist etwas krank.

Ich bin zimlich offt artich gewesen.

Villeicht weiß du noch garnicht das wir ein Brüderchen bekommen haben Papa sagt wir kosten so vil daß ich am besten Feuerwermann sein soll ich freue mich sehr darauf jetzt weiß ich nicht mehr

dein lieber

Fritz.

III.

Joachim Bähse, zweiundvierzig Jahre, an den Rittergutsbesitzer Herrn von Buch.

(Mühsame, große und doch kritzelige Schrift.)

Klein-Mucherow.

Gnäjer Herr!

Bitte unterthenigst das ich meinen Schwiegervater aufnehmen darf. Sein Sohn in Bolemin un noch meehr die Frau sin so furchtbar schlecht zu ihm und nun hat er sich aufgemacht wie die Frau ihm den Bettsack fortnahm und is zu Fuß all den Weg gelaufen. Und er hat sehr geweint und ich weiß nich wie man so häßlich zu ihm sein kann, denn er ist ein guter Mann un nu schon 76 Jar. Und als die Großmutter starb un er zu seinem Son zog hatte er bis 90 Mark

mit un nu is das alles fort aber es is meistens die Frau und die warf ihm gestern früh 4 Silbergroschen hin un sie sagte nu pack dich wann es dir hier bei uns nich gut genug is. Aber nu kriegt er doch seine 11 Silbergroschen monatlich wegen das Kleben un so wird es ja schon geen. Un sehr lang lebt er auch nich meer un zum Begräbniß haben wir was parat und wollen noch was beiseite thun un so wird es geen wenn der gnäjer Herr es erlaupt um das wir bitten.

Dero Hochwolgeborn ganz gehorsamer

Kuhfütterer Joachim Bähse.

Platz wäre ja ganz schön auf dem Verschlag mit Hans un Gottlieb un die Mine und Hanne schläft bei Mutter un mich.

IV.

Frau Helene Götz, sechsundzwanzig Jahre, an ihren Zwillingsbruder.

(Die individuelle, unregelmäßige, nur zu ausgeschriebene Handschrift bildet das Entsetzen ihrer Freunde.)

Berlin, September 1899.

Liebster Oskar!

Trotz der Hetze will ich Dir Einiges rasch niederkritzeln, einerseits weil ich es versprach,

andererseits, weil ich es auch gern thue. Also, der Geographen-Kongreß ist entschieden geglückt; der Massenandrang war ja etwas stark (zu 1600 rückten wir an), aber es ging doch schließlich. Das nagelneue Abgeordnetenhaus war uns bewilligt worden; es ist sehr groß, sehr stattlich. Stil Wilhelms II., das sagt Dir alles. Jeder bekam ein goldenes Vorsteck-Erinnerungszeichen; die Vorstands-Herren und Damen, welche zum Schluß, und kein Wunder, etwas verlebt und übernächtig aussahen, hatten noch weiße Schleifen außerdem.

Es gab viele interessante Menschen zu sehen; die Zoologin und Reisende Prinzessin Therese von Bayern wurde sehr beachtet; eine klug aussehende Dame, von der man den Eindruck hat, als wäre ihr mit Phrasen und mit Süßholzgeraspле wenig gedient. Ich bewunderte, wie sie am ersten Empfangsabend unbeweglich von acht bis zehn Uhr in der großen Wandelbahn dastand, während der bayerische Geschäftsträger ihr einen Geographen nach dem andern vorstellte und sie sich mit einem jeden derselben eingehend unterhielt. Das hat unsereins doch nicht heraus. Die „Schönheit“ des Kongresses war Prinz Hermann

von Sachsen-Weimar, sehr groß, sehr vornehm, mit wallendem, weißem Bart, ein zweiäugiger Wotan.

Nansen und der Fürst von Monaco zogen entschieden am meisten. Die Durchlaucht ist dunkel und blaß, mit einem ernsten, ja finsteren Ausdruck, ziemlich groß, mit kurzfingrigen, kleinen Händen. Es war ein Genuß, sein elegantes Französisch zu hören. Nansen kannte man ja schon aus Bildern, aber er wirkt doch überraschend. Es ist genau so, wie man ihn sich wünschen würde: Urskandinavisch, schlank und hoch wie eine Tanne. Etwas nachlässig in Haltung, gelegentlich eine etwas genial zusammengestellte Kleidung. Er ist der kühne, abgehärtete Sportsmensch und dabei der feindifferenzierte Gelehrte, eine Mischung, die mich, wie ich es Carl öfters wiederhole, besonders anspricht. Vor gänzlich ausverkauftem Haus sprach er über das mehr oder minder kalte und salzige Wasser da oben am Pol, welches wenig aufregende Thema durch endlose Projektionsbilder im Fieberkartenstil erläutert wurde.

Für uns Damen war so viel eingerichtet worden — Besichtigung der Sehenswürdigkeiten,

Nachmittagsempfänge in verschiedenen großen Häusern und dergleichen —, daß wir nicht allzu vielen Vorträgen beiwohnten. Mir gefiel entschieden am besten der von Professor Chun über seine Tiefseeexpedition. Einiges war fabelhaft packend. Denke Dir, Oskar, da drunten, mehrere Tausend Meter tief, gibt es in der ewigen Finsternis eine Tierwelt, die niemals an das Tageslicht gelangt. Seltsam phantastisch geformte Gestalten mit weit herausragenden, teleskopartigen Augen. Keine Pflanze gedeiht dort unten, aber von der Oberfläche fallen die abgestorbenen Algen langsam herunter, und von diesen Pflanzenleichen leben jene Untiere, gedeihen, wachsen, vermehren sich in dieser lautlosen, grundlosen, dunkeln Tiefe. So war es vor Jahrtausenden, so wird es in Jahrtausenden sein.

Sehr sympathisch berührte das Auftreten einer amerikanischen Dame, welche über mexikanische Altertümer vortrug; dann begeisterte mich der Nachweis, oder war es nur die Ansicht, daß wir Germanen aus Europa, nicht aber aus Asien stammen. Dies letztere war mir immer ein etwas unheimlicher und unappetitlicher Gedanke gewesen. Aber über die Vorträge liest Du wohl

besser in Karl's Druckschriften nach. Eine ergiebige Literatur hat er erhalten — dies bißchen Überfracht!

Außerdem wurde dem Kongreß auch noch Allerhand geboten; das großartige Fest der Stadt Berlin (40 000 Mark sollen dafür ausgesetzt worden sein), die Galaoper, das besonders gelungene Fest der Geographischen Gesellschaft. In diesem stieß eine Engländerin mich an — alle Nationalitäten waren vertreten, das machte es so besonders interessant — und wies auf eine Gruppe: Da stand der kleine, aber aristokratische, würdige Reichskanzler, vor ihm, etwas heruntergebeugt, Fritjof Nansens Wikingergestalt. Für mein Leben gern hätte ich „geknipst", aber erstens wäre das taktlos gewesen und dann hatte ich ja die Camera nicht mit. Sehr hübsch war auch der Ausflug nach . . . Karl ruft mich und ich muß fliegen.

Eiligst Deine

Helene.

V.

Oberleutnant der Reserve von Osten, neunundzwanzig Jahre alt.

(Gedrungene Schrift mit energischen Haken und U-Zeichen.)

Uandi Wali, 25. Mai.

Mein guter lieber Arnim!

Heute ist ja richtig Dein Geburtstag, und obgleich ich nicht ahne, wann und wie und ob jemals diese Zeilen Dich erreichen, möchte ich Dir doch herzliche Wünsche ins Landratsamt senden.

Dein Wohl trinke ich in Chinin, alldieweil mich das Fieber wieder mal packt. Das letzte Thermometer ist glücklicherweise hin, so kann ich nicht messen, es ist aber vermutlich nicht schlimmer als sonst.

So liege ich denn in der Hängematte unter Palmen vor meinem Zelt und plaudre kritzelnder Weise mit Dir, altem Jungen. Vor Unterbrechungen wäre ich ja ziemlich geschützt; seit drei Tagen haben wir kein menschliches Wesen auch nur von ferne erblickt, seit über vier Monaten habe ich keinen Weißen gesprochen. Dabei erscheint mir das so natürlich, erscheint mir das

europäische Kulturleben unwichtig und blaß, die Gegenwart jedoch intensiv real.

Auch wenn es sich nur um den Nebenfluß eines der unbedeutendsten Nebenflüsse des Kongo handelt, hier bin ich doch Bahnbrecher und Pfadfinder. An und für sich interessiert mich ja ebenfalls die Arbeit, alle Vermessungen, die wissenschaftlichen Beobachtungen und Notizen. Dazu kommt dann noch das in den Kopf steigende Bewußtsein der uneingeschränkten Gewalt. Wie soll ich nur wieder mit Gleichgestellten, mit Vorgesetzten auskommen? Weißt Du, es hat was Berauschendes, sich als Halbgott, als höheres Wesen zu fühlen. Diese verzückt geschmeichelte Hingebung der Weiber, dieser aus Furcht, Vertrauen und Bewunderung gemischte Gehorsam der Männer!

Natürlich habe ich schon manche fatale Stunde durchlebt; tiftlige Unterhandlungen, nicht ungefährliche Kämpfe. Aber der Verkehr mit den Leuten wird mir nicht eigentlich schwer, oft habe ich Glück mit einem Wort oder mit dem Spannen des Hahns. Zu schneidig bin ich hoffentlich nicht geworden, habe mich hoffentlich nicht an „berühmten Mustern“ gebildet. Meine zwei

Diener sind mir wenigstens allerpersönlichst, eigentlich rührend ergeben, auch unglaublich gelehrig. Von den Trägern mußte ich neulich drei mit eigener Hand über den Haufen schießen, jetzt geht es leidlich und ich fühle mich sicher.

Einem dieser infamen arabischen Sklavenhändler habe ich unlängst das Handwerk gründlich gelegt. Es waren scheußliche Sachen vorgekommen, Sachen, die sich zu einem Geburtstagsbrief nicht eignen und die man glücklicherweise vergißt. Einen fünfjährigen Knaben, dessen junge Mutter man eine Stunde vor unserm Zusammenprall mit der Karawane wegen ihrer Kränklichkeit niedergestochen hatte, habe ich mir zugelegt und Eitel Fritz getauft. Er ist äußerst spaßig und erjagt mir jetzt eben im Sonnenbadanzug Schmetterlinge für die Sammlung. Diese wirst Du gewiß mit keinem Blick würdigen, vielleicht hast Du aber doch etwas für die Felle übrig. Chetas, Jaguare — doch ich will nicht vorgreifen.

Während ich schreibe, sehe ich Dein Zimmer mit den Hirschgeweihen und Familienbildern vor mir, ich höre die Ulmen rauschen und atme den Flieder vor Deinem Fenster, wir sind ja im

Mai. Dabei wird mir doch etwas unafrikanisch und uckermärkisch zu Mute.

Auf Wiedersehen! Wann?

Empfiehl mich Deinen Eltern und Deiner Schwester, falls Fräulein Anne=Marie sich noch meiner erinnert.

Treulichst Dein

Robert Osten.

(Es war sein letzter Brief.)

VI.

a) Fabrikbesitzer Heinrich S. Bohlmann, zweiundvierzig Jahre, an seinen Vater, den Kommerzienrat Bohlmann.

Dresden,
Englische Straße 12.

Lieber Vater!

Meinem Versprechen gemäß melde ich Dir unsere gestern erfolgte glückliche Ankunft. Alles verlief ganz nach Wunsch; das reich mit Kränzen geschmückte Haus machte einen festlichen Eindruck, die Kinder waren artig, wenn auch etwas befangen, und sagten mir ein hübsches Begrüßungs=

gedicht auf, kurz Fräulein Helene hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben.

Ich darf mich dem erfreulichen Gefühl überlassen, daß Ella einen harmonischen Eindruck empfing. Sie war von der Reise etwas angegriffen; in München hatten wir den ganzen Glaspalast nebst Pinakothek und Glyptothek pflichtmäßig besehen, was allerdings nach den mannigfachen Touren um Kortina und Schluderbach sich einigermaaßen ermüdend gestaltete. Aber diese leichte Ermattung wird sich ja bald geben, und sie ist heute schon durchaus heiter.

Ich widme mich nach allen diesen Unterbrechungen freudig der Arbeit, habe einige sehr wünschenswerte Kontrakte in Sicht, über welche ich Dir nächstens ausführlich zu berichten haben werde.

Dies schreibe ich vom Bureau, im dankbaren Bewußtsein, daß nach dieser traurigen Intermezzozeit mich daheim wieder eine liebende Gattin und eine behagliche Häuslichkeit erwarten.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich Dein treuer und gehorsamer Sohn

Heinrich S. Bohlmann.

b) Charlotte Walther, fünfzig Jahre, an Mathilde Lobel.

Dresden,
Englische Straße 12.

Also schnell, liebe Mathilde, ein paar Worte über gestern. Zu allererst: im großen und ganzen hat sie mir gefallen. Nicht gerade hübsch, dazu ist sie mir zu dünn und zerbrechlich, aber gut sieht sie dennoch aus. In Leipzig soll sie mit ihrer Mutter in drei Zimmern mit Zubehör gewohnt haben, also machte ihr diese Villa mit den Teppichbeeten und dem Flur mit der Holztäfelei und der Donauweibchen-Hängelampe, mit der Aufzug-Anrichte und dem Gasbadeofen anscheinend einen sehr großen Eindruck. Das ist auch kein Wunder, ich finde unser Haus entschieden das herrschaftlichste von der ganzen Straße, nicht so protzig wie das Löwesche, aber gemütlicher und auch solider als das Haus vom Malerprofessor mit den Bildern draußen an der Wand und den nackten Statuen rings herum.

Ich hoffe also, es wird mit ihr gehen, auf jeden Fall danke ich Gott täglich, daß diese Fräulein Helene mit ihrem Getue aus dem Haus ist.

Heute morgen in der Speisekammer kam ich gut mit ihr aus, sie scheint ziemliche Angst vor den Kindern zu haben, war aber, wie Luise meint, ganz nett zu ihnen. Ich glaube, sie gibt sich redliche Mühe, uns allen zu gefallen. Das muß sie ja auch, denn manche hätten unsern Herrn gern gemocht. Fräulein Hildegard von gegenüber ist auf vierzehn Tage verreist!

Nun leben Sie recht wohl, es wäre doch sehr hübsch, wenn Sie wieder eine Stelle in Dresden nähmen. Ich gebe viel auf einen gemütlichen Umgang mit feinen Menschen.

Ihre

Charlotte Walther.

c) Nicki Bohlmann, elf Jahre.

Liebes Tantchen Helene!

Es tut mir sehr leid, daß Du nicht mehr hier bist, aber es ist auch recht nett, die neue Mama zu haben. Ich glaube, daß ich sie so gern haben werde wie die frühere, Isa meint, noch lieber, weil sie mit uns abends singt und uns zu radeln erlauben will. Sie freut sich sehr, uns als Kinder zu haben.

Du wirst froh sein, daß wir nicht stecken blieben, und Papa und Mama fanden die Gedichte sehr schön. Papa sagte: „Also Fräulein Helene kann auch dichten!“ Nun ist mein Brief aus.

Deine Dich liebende

Nicki.

d) Ella Bohlmann, zwanzig Jahre, an ihre Mutter, die verwitwete Frau Hauptmann Elmentag.

Ach Geliebteste, was sehne ich mich nach Dir, es kommt mir unfaßlich vor, daß ich jemals Dich freiwillig verließ. Du littest ebenso unter dieser ersten Trennung als ich, aber unter Tränen lächeltest Du dankbar, weil ich einem ruhigen Glück entgegen ginge.

Ich bin ja auch glücklich, Heinrich ist wirklich so gut und gütig. Nur ist alles so ungewohnt, alles so unsäglich fremd. Krasse Aufregung, nüchterne Alltäglichkeit, kalte Isolierung, beängstigende Freundlichkeit folgen rasch aufeinander. Noch bin ich wie in der Brautzeit Hauptperson, noch werde ich überall gefeiert und mit Interesse betrachtet, aber wer kümmert sich wirk-

lich um mich, wer merkt es mir an, daß jede Faser bis zum Zerreißen sich spannt, ob ich mich unter Liebenswürdigkeiten innerlich winde, ob das Wort, das über die Lippen sollte und es nicht vermag, mich erstickt.

Du sahst in den letzten Grund meiner Seele hinein, Du empfandest jede Regung derselben. Du wußtest das Beglückende zu steigern und milderteſt das Schwere. Ich bin ebenso maßlos verwöhnt; und weil ich so reich war, bin ich heute verarmt.

Ach, geliebteste Mutter, den gestrigen Tag werde ich lange nicht überwinden.

Das Haus war verschwenderisch mit Blumen geschmückt, rote Rosen bekränzten die Schwelle, über welche man den Sarg mit der armen jungen Frau, mit dem toten Kind an der Seite, vor anderthalb Jahren herübertrug. Wie Leichen- und Karbolgeruch schlug es mir durch all den Rosenduft entgegen. Und Heinrich strahlte stolz und die Kinder waren freudig erregt und die Dienstboten neugierig und devot, und an die Tote dachte kein Mensch. Nur ich, ich sah die geschlossenen Augen, und sie schienen sich zu öff- nen und mich in schmerzlicher Überraschung an-

zusehen. Alles, was ihr wert und lieb gewesen, eignete ich mir ja auch an.

Und die Kinder! Mit welcher Hingebung hatte ich ihrer und der mich erwartenden ernsten und schönen Pflichten gedacht, aber in diesem ersten Augenblicke empfand ich sie nur als recht alltägliche, nicht sehr wohlerzogene, mir gänzlich, gänzlich fremde Geschöpfe.

Ich versuchte dies Alles niederzukämpfen, versuchte meine ersten Gefühle heraufzubeschwören, aber es gelang mir nicht; ich küßte sie, aber nur mit den Lippen. Ich hoffe und glaube, daß sie es nicht merkten.

Es muß auch bald anders werden, ich muß und will sie lieben.

Dann, noch im Flur, kam ein schrecklicher Moment; verlegen kichernd sagten die drei Ältesten einige Verse auf. Alles wurde darin preisgegeben: die verstorbene Mutter, die neue, die ihre Stelle jetzt einnimmt, der Segen, den sie um sich verbreiten wird, die Liebe, die man ihr freudig entgegenbringt. Alles in den süßlichsten Phrasen und doch alles wahr, und vor all diesen Menschen! Sie standen herum, Heinrich, die Kinder, die Leute, und sie sahen mich an.

Endlich kam die Nacht; glücklicherweise schlief Heinrich bald ein, und dann weinte ich mich aus. Hast Du erfahren, was es heißt, weinen zu müssen, so daß es der andere nicht merkt?

Liebste, liebste Mutter, es ist gewiß besser, daß ich Dich vorläufig noch nicht sehe. Ich könnte Dich nicht zum zweitenmal verlassen. Und doch geht es mir ja gut, und alles wird sich noch besser gestalten.

Inniglich küßt Dir die süße Hand

Deine

Ella.

Mehr als je fühl' ich mich jetzt, in dieser Trennung, als Dein Kind, als Dir nah.

VII.

Geheimer Regierungsrat Wredius, einundfünfzig Jahre, an seine Schwiegermutter.

Meine liebe Mutter!

Hedwig hat sich endlich zu Ruhe begeben; seit zwei und ein halb Wochen war sie kaum aus den Kleidern gekommen. So will ich Dir denn über diese letzten schweren Tage berichten. Die Wohnung ist wie ausgestorben, all die

Angst und Aufregung, all die Sorge und Spannung sind gewichen, es bleibt nur die tiefe Trauer, die Trauer, welche uns immer verbleiben wird. Noch eine kurze Zeit verbleibt uns auch noch diese liebliche, weiße Gestalt, die, von den ersten Schneeglöckchen umgeben, in ihrem Bettchen ruht.

Hedwig hat alles, was an die Krankheit erinnert, weggestellt, jetzt ist es wieder ihr eigenes Zimmer mit all den Photographien, Geschenkbüchern, Reiseerinnerungen, Blumentöpfen und hübschen Sachen. Von diesem jungen Mädchenreich nimmt sie lächelnd nun Abschied.

Hedwig und mir war es diese Zeit über schwer geworden, zu sehen, wie gern sie von uns ging. Jetzt rührt es uns nur, jetzt verstehen wir das süße und doch geheimnisvolle Lächeln auf ihrem toten Gesicht. Aber es schien uns so unnatürlich, daß sie an der Schwelle des schönen Lebens keinen einzigen Blick rückwärts wandte; wir hatten ihr doch eine so heitere Kindheit, eine so besonnte Jugend bereitet, sie war in der Elternliebe so warm gebettet und ging doch freudig in das unbekannte Dunkle hinaus.

Unsere Tränen haben sie geschmerzt, sie bat uns: „Weint doch nicht um mich, wir sehen

uns ja wieder, und dann erscheint uns die Trennung wie ein Tag. Ich gehe ja zum Vater, und im Himmel ist es doch schöner als auf Erden.“ Oft sprach sie über ihre Einsegnungszeit: „Als ich vorige Ostern am Altar kniete, glaubte ich nicht, daß so bald das Größte und Herrlichste an mir erfüllt werden würde. Der Heiland braucht mich schon jetzt, hat alle Sünden mir vergeben. Nicht wahr, ihr vergebt sie mir auch?“ Dann konnte sie nicht weiter und küßte uns unter heißen Tränen, und wir mußten sie beruhigen und ihr das weitere Sprechen untersagen. Das war am Dienstag. Seitdem wurde sie matter, alle Kräfte nahmen ab, und sie sprach nur noch wenig. Nur noch ein so lieblicher Dank für jede empfangene Hilfeleistung. Gestern abend phantasierte sie und sagte verschiedene Psalm- und Choralverse her, auch einige der Seligpreisungen. Wir wollen auf ein weißes Marmorkreuz die Worte setzen: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Und heute, in der ersten Vorfrühlingshelligkeit, wurde sie von uns genommen. Sie war halb bewußtlos und warf den Kopf unruhig umher. Dann wurde sie still und schlug die Augen

auf und sah groß und klar vor sich hin, dann lächelte sie, seufzte noch einige Male, und dann war es zu Ende, und Hedwig fand Kraft, ihr die lieben Augen zu schließen.

Ich wollte noch mehr schreiben, aber ich kann nicht. Morgen nachmittag verläßt sie das Elternhaus, übergeben wir sie der kalten Erde. Du wirst unser fürbittend gedenken.

Dein tieftrauriger Sohn

Ernst.

VIII.

a) Frau Asta Stein, achtundzwanzig Jahre, an Frau Hermine Mannfels, sechsundfünfzig Jahre.

(Hellgraue Briefbogen mit diskretem silbernen Namenszug links, Wohnungsangabe rechts. Fast unmerklich parfümiert. Mittelgroße, ziemlich runde, abgeschlossene Handschrift, jedoch mit etwas erregtem Nachdruck.)

Berlin,
Viktoriastraße 62.

Liebste Tante Hermine!

Ich habe keine Mutter, und so schreibe ich Dir heute, auch was sich viel leichter mündlich erzählen ließe.

Als ich im September in Karlsbad von Dir Abschied nahm, frugst Du: „Und Du bist doch glücklich!" und aus vollem Herzen antwortete ich: „Ach gewiß, gewiß." Ich war es auch. Die leidenschaftliche Anfangserregung hatte sich ja lange gegeben, was aber zurück blieb, war persönlich und warm und echt und schön. Vor vier Tagen erhalte ich einen anonymen Brief. Ich will Dir die Einzelheiten ersparen, sie sind schmutzig. Ich erfuhr daraus Alberts Beziehungen zu einem Wesen, welches er damals im September in Karlsbad kennen gelernt hatte, mit dem er seither in einer prächtig eingerichteten Wohnung verkehrt. Jetzt, da ich mir diese vergangenen Monate vergegenwärtige, erkenne ich, daß eine gewisse Änderung in ihm vorging; er hat sich weniger um mich bekümmert, erzählte mir weniger von seinem Leben in der Stadt, aus der Börse, war öfters zerstreut, war etwas weniger verliebt. Ich wußte, daß seine Geschäfte ihn augenblicklich lebhaft in Anspruch nahmen, hegte nicht den allergeringsten Argwohn. Wie zärtlich konnte er auch sein — trotz alledem. Tante Hermine, ist so etwas möglich? Du kannst Dir nicht denken, wie er geheuchelt hat, wie blind ich ihm glaubte.

Der Brief gelangte zwei Tage nach seiner Abreise in meine Hände (übrigens habe ich die Angaben sorgfältig geprüft, leider stimmt alles). Erst in einer Woche kehrt er zurück, bis dahin muß ich zur Klarheit gelangen. Bis jetzt scheint mir alles verworren, so intensiv ich auch Tag und Nacht darüber grüble.

Sieh, Du hast ja so viel Menschenerfahrung, sage mir, ob ich mich täusche; mir kommt es vor, als hätte ich nur zwischen wenigen Möglichkeiten zu wählen.

Erstens: Bei seiner Rückkehr halte ich ihm die Tatsachen vor, ich könnte weinen, könnte alle kleinen Kokettereien aufspielen lassen, er würde mich küssen, mich trösten, mir Besserung — alles, was ich verlange — versprechen; darauf Rührung, Versöhnung.

Und dann? Wenn sein Fehler meinerseits so leicht vergeben und vergessen wird, warum sollte e r denselben schwer nehmen? Es wäre die erste einer langen Reihe demütigender Episoden. Nein, diese Handlungsweise scheint mir kleinlich und vollkommen unzulänglich.

Zweitens: Ich erkläre ihm ernst, aber bestimmt, daß er es mir nicht verdenken könne,

wenn ich von nun an nur noch äußerlich, der Form nach, mit ihm verkehre und jede innere Gemeinschaft aufhebe ... Du brauchst Dich nicht zu erschrecken, ich erkenne ja selbst, wie unweigerlich ihn dieses „ihr" zuführen würde, ich sehe ja ein, daß, wenn ihm sein Haus und Heim verleidet, er (mit Recht oder mit Unrecht, lasse ich dahin gestellt) sich von nun an für den Beleidigten halten würde.

Drittens: Ich sage kein Wort, lasse mir gar nichts merken, bin wie immer die zärtliche, ja die verliebte Gattin, und alles geht glatt und gut wie bisher. Das klingt ja praktisch und vernünftig, ich kann auch nicht leugnen, es liegt mir am nächsten. Ich könnte es auch durchführen, ich bin ihm ja noch heute von Herzen gut. Aber wenn er es jemals erfährt, und wer verbürgt mir das Gegenteil, daß ich die ganze Zeit über schauspielerte, daß es mir möglich wurde, auch nicht die geringste zurückhaltende, mißbilligende Entrüstung zu zeigen, daß ich schlankweg darauf einging, mich mit — einer Solchen in seinen Besitz zu teilen! Wie gesagt, ich vermag die Rolle zu spielen, aber von dem Augenblick an, in welchem er sie durchschaut, wäre ich in meinen

eigenen Augen auf immer gebrandmarkt und erniedrigt. Vielleicht ist dies nicht logisch, aber so und nichts anders empfinde ich.

Schließlich . . . aber einen weiteren Ausweg finde ich überhaupt nicht; ich habe diese wenigen Möglichkeiten in meinem Gehirn ausgetiftelt und ausgesponnen, annehmbar erscheint mir keine, ich bin tief, tief unglücklich und sehe sorgenvoll in die Zukunft.

Noch vor vier Tagen war mein Leben sonnig und klar.

Ach, liebste Tante Hermine, rate

Deinem Patenkind
Asta.

b)

Geliebtes Kind!

Du bist jung und anziehend, Du bist vernünftig und gut. Für derlei Schwierigkeiten gibt es keine Rezepte, freundschaftlicher Rat ist meistens verkehrt, aber mit Takt wirst Du zweifellos siegen.

Herzlich gedenkt Deiner

Hermine M.

IX.

Paul Stehnicke, fünfundfünfzig Jahre alt, an den Grünkramhändler Jansen.

(Kritzlige, unregelmäßige Schrift, große, dünne, liniierte Bogen.)

Berlin.

Lieber Jansen!

Sie werden in der Zeitung gelesen haben, was passiert ist, und so will ich es Sie ausführlich beschreiben. Ich habe es allerdings schon furchtbar oft erzählt.

Ich hätte niemals geglaubt, daß so etwas in unserer ruhigen Froben-Straße menschenmöglich war, es kommen auch noch immer Leute und wollen sich das Haus besehen aber rein dürfen sie nicht das lasse ich nicht zu und draußen nicht der Schutzmann.

So was besonders hatte ich ihm jarnich angemerkt etwas gnatzig und verärgert sah er ja aus aber wenn ich ihn auf den Hausflur traf hatte er doch immer ein nettes Wort er war doch immer ein nobler freundlicher Herr. Aber eben mit die Frau, na über die Pflanze waren wir uns ja stets einig auch wol alle im Haus.

Sie ist niedlicher wie je, nur etwas zu mager für meinen Geschmack um die Hüften. Mit dem Vetter war es aus dafür aber einen Husarenleutnant aus Ostpreußen und ein ältlicher Herr aus der Tiergartenstraße mit einem pik-feinen Selbstfahrer und zwei grau besprenkelten Pferden.

Und am Dienstag Abend treffe ich ihn auf die Treppe und ich sage ach bitte Herr Dr. wie ist es nu mit dem Abonnmang auf die kaputen elektrischen Klingeln und er sagt etwas hastig aber doch ganz gut ach Stehnicke lassen Sie das einstweilen ich hab heute keine Zeit sagt er. Und das war sein letztes Wort. Und nachts schlaf ich besonders fest warum denn ich war etwas verkältet und meine Alte hatte mir Kräutertee gekocht und auf ein Mal wach ich auf und denke Nanu is das ein Gewitter oder eine Revolution. Und meine Alte glaubt die eine Tür auf der Beletage wäre so schrecklich zugeklappt aber auch ihr klang es schlimm und sie sagt Stehnicke steh lieber auf und sieh zu. Und so zieh ich mir den Paltoh an und geh in den Flur. Aber es ist allens dunkel und in schönster Ordnung. Und am nächsten Morgen um 7 steh ich mit die

Schippe grade am Müllkasten und da kommt das Semmelmädchen schlohweiß angelaufen und sie schreit ganz ohne Atem Herr Stehnicke oben bei Doctor Lessen kommt Blut aus der Tür. Na meine Knie waren zum Umkippen aber ich komme doch glücklich herauf und da hält sich die Lessensche Auguste an die Balestrahde und weint und schreit und sagt wie ich zu den Semmeln auf= machen gehe ist es vor dem Arbeitszimmer von Herrn Dr. glitscherich und naß und ich faß hin und da ist es Blut und das sickert nur so unter die Türe heraus und ich geh nicht wieder rein und wenn Sie mir tausend Taler geben ich geh nicht wieder rein. Also ich hole mir Ihren Nachfolger den Schmidt und wir gehen rein. Und da ist richtig all das Blut. Und wir ver= suchen die Tür aufzumachen aber sie is von innen zu und Schmidt stemmt sich mit aller Macht gegen er ist doch sehr dick und stand bei die Kührassiers und da berstet sie ein. Und da sehn wir in die Stube da liegt sie halb runtergerutscht mit blutiger Talge und scheint tot und er ist flach auf dem Boden mit dem Gesicht nach unten aber er hatte ins Gesicht gefeuert und der ganze Kopf sah fürchterlich aus und sein Blut war

überall rum. Also ich kann nich mehr stehn und hol mir nen Stuhl und setz mich dicht ran und möchte nicht reinsehn aber das geht auch nicht, wärend Schmidt zur Polizeiwache lauft. Und da kamen sie allesamt an und Komisare und Leutnants und dann die von den Zeitungs und der Lokalanzeiger wollte partu fotografiren. Es war eine schreckliche Wirtschaft.

Nun ist alles versigelt und die Frau im Elisabethkrankenhaus und sie kommt durch und der gute Herr Dr. ist tot.

Nun habe ich Ihnen glaube ich allens geschrieben meine Frau grüßt ihre und Selma und Eveline bestens mit vielen Grüßen verbleibe ich

Ihr

Paul Stehnicke
Pförtner

(so heiße ich jetzt seit der neue Wirt. Portier soll nich mehr sein. Was neues müssen die Leute sich immer ausdenken).

X.

a) Kuno Baudler, fünfundzwanzig Jahre, an seinen Freund.

Esne
an Bord der „Sultana"
5. Januar.

Lieber Hans!

So häufig werden meine Nilbriefe doch wohl nicht ausfallen, seit dem 10. Dezember schwimmen wir unentwegt auf unserer Dahabie, und noch immer „kam ich nicht" dazu.

Es ist eine überaus angeregte Monotonie, ein den ganzen Menschen packendes und beschäftigendes Nichtstun. Selbst gemalt habe ich meistens nur „innerlich". Einige wenige Skizzen kann ich aufweisen, geplant aber ist vieles. Mein Gewissen ist auch vollkommen beruhigt, jetzt lerne ich Menschheit und Landschaft auswendig, in den nächsten Monaten will ich sie malen.

Das Leben hier ist so eigenartig schön, daß ich mich frage, wie ich den Übergang zur Alltäglichkeit späterhin finden werde. Alles Äußerliche macht sich von selbst, man reist und bleibt

doch zu Haus. In meiner kleinen Kajüte wach' ich auf, einige der geflochtenen flachen Korbteller (genau dieselben wurden in den Gräbern gefunden) hängen an den weiß lackierten hölzernen Wänden, auch eine Kalckreuthsche, eine Félicien Ropssche und eine Whistlersche Radierung. Ich schiebe meinen kleinen, gelben Vorhang beiseite und starre aus dem Fenster, bis Mahmut das heiße Wasser gebracht hat; auch wohl noch länger. Die Ufer ziehen vorbei und vorbei ein langer, feierlicher Fries von Palmen, von Hirten und Herden, von wassertragenden Frauen in ihren dunkeln Schleiern und Gewändern. Zum Kaffee erscheint nur Gräfin Rita Lescitzka. Sie ist ein sonderbarer Typ; weder in Mannheim noch in Karlsruhe kam so etwas vor. Man würde sie auf vierundzwanzig taxieren, nach einigen Äußerungen, die sie freimütig fallen ließ, ist sie bereits siebenundzwanzig. Sie ist nicht hübsch, aber ihre Figur ist vollendet geschmeidig, mit feinen Knochen, und wenn sie Farbe bekommt und spricht, kann man die Augen nicht von ihr wenden. Und raffiniert, im Anzug, im Geschmack! Da lernt man nicht so bald aus! Im allgemeinen ist sie liebenswürdig und immer höflich, aber wenn sie

ihre Laune — oder ihre Nerven — hat, huscht die Jungfer blaß und abgehetzt vorbei, die Tante ist verstört und ich verkrieche mich in den entferntesten Winkel des Schiffes. Dies kommt aber nicht allzu oft vor. Sie ist gescheit und gewandt, gar nicht gebildet, namenlos oberflächlich, liest wenig, hört aber zu und paßt auf.

Weshalb sie noch nicht geheiratet hat, ist mir verschleiert, der ehelose Stand ist gewiß nicht nach ihrem Geschmack, das gibt sie auch ziemlich unverblümt zu. Allerdings ist sie ganz ohne Vermögen, ihre verwitwete Mutter verzehrt das Gnadenbrot auf dem Gut irgend eines Vetters, zusammen mit einer häßlichen, aber unerhört vortrefflichen, jüngeren Schwester. Aber in ihren Kreisen müßte es doch reiche Jünglinge geben. Sie ist anziehend, sie ist gefallsüchtig (glücklicherweise! das wäre sonst bei diesem langen Zusammensein allzu kränkend). Dabei von einer kleidsamen weiblichen Unnahbarkeit; ich bin überzeugt, daß noch niemand ihre Lippen berührt hat!

Also mit der Gräfin Rita wird gefrühstückt und dann macht man Pläne für den Tag. Der Theorie nach weht ein unverdrossener Nordwind

die Dahabie nach Nubien, und der Strom treibt sie auf der Rückkehr nach Kairo herunter. In der Praxis ist es oft anders und bei Windstillen oder widrigen Winden schleppt die Mannschaft (zwölf famos gebaute Nubier) uns am Tau. Dieses Tempo ist naturgemäß recht gediegen, und inzwischen geht man am Ufer spazieren, macht Ausflüge landeinwärts. So schlenderten wir gestern durch Durrapflanzungen nach dem unter Palmen sich erstreckenden Dorf. Auf dem Dach einer der Lehmhütten saß ein junges Mädchen; bunte Ketten und dicke, silberne Reifen um den schön geformten Hals. Sie hatte lachende, schwarze Augen und niedliche Grübchen, dabei auf das ausgesprochenste jenes strenge Profil der altägyptischen Skulptur. Vor einer anderen Hütte lag fast regungslos ein altersschwacher Greis, von einem braunen, faltigen Mantel nur teilweise bedeckt. Sein langer Bart hing in verwirrten weißen Strähnen herab, alle Linien waren rassig und streng wie ein Mantegnascher Stich. Dann kam eine Gruppe beladener Kamele mit schwatzenden Treibern in ihren flatternden, hellblauen oder weißen Kitteln vorüber. Dann weiterhin, mitten im Feld, ein junger Hirte mit der Schleuder,

ganz vorweltlich, biblisch und schlicht. Mit ihm eine kleine Hirtin, ihr fadenscheiniges dunkles Hemdchen schmiegte sich an die schlanken Glieder.

Heute besuchten wir den Tempel von Esne. Von außen hat der Sand ihn fast verweht, jämmerlich angebaute Lehmhütten verdecken die äußeren Wände, und fast unvorbereitet tritt man in den herrlichen Hof. Grandiose Säulenreihen mit Lotuskapitälen, tiefes Dunkel und blendendes Licht, streng stilisierte Pharaonen und Götter. Hier liegt eine umgestürzte Statue, ein schönes kaltes Herrscherprofil, stolz trägt das Haupt die Krone von Ober- und Unterägypten und zwei halbnackte, schmutzige Kinder wälzten sich über den Stein. Ich saß und zeichnete, Backschisch verlangende Menschen sammelten sich an, die Hunde kläfften sich heiser. Schließlich langweilte alle mein eintöniger Anblick, und ich blieb mit den Säulen und Symbolen und verlassenen Altären allein. Ganz weltentrückt, bis Mahmut erschien, um mich zum zweiten Frühstück zu rufen.

Bei dieser Gelegenheit wird dann die Fürstin begrüßt, man erkundigt sich eingehend und teilnahmsvoll nach ihrer überaus komplizierten Ge-

sundheit. Da das Wetter hier gleichmäßig gut ist, dieser Notanker einem also entgeht, sind ihre verworrenen inneren Zustände dankbar zu begrüßen. Im Grunde scheint es ihr auch eigentlich recht erfreulich zu gehen, mich und meine Verbrennung überlebt sie entschieden.

Wir kommen vorzüglich miteinander fort. Sie ist gutmütig, etwas apathisch; aber wenn sie sich aufrafft, ganz interessant. Meine malerische Tätigkeit hatte sie sich wahrscheinlich anders geträumt —, so etwa drei Bildchen täglich, nach den von ihrem Kennerblicke ausgesuchten Motiven. Aber sie hat sich liebenswürdig in die Enttäuschung gefunden. Abends und nachts auf dem Verdecke führen wir lange Gespräche über alles Erdenkliche. Sie raucht Cigarren, ich Cigaretten, der Sonnenuntergang ... über die Sonnenuntergänge hier kann man nicht sprechen! Also diese blendende, aufregende, beruhigende, einem das Herz zerschnürende Pracht spielt allabendlich eine neue, gewaltige Symphonie. Und nachts strahlen die Sterne hervor aus dem dunkeln, schweigsamen Nil, und im Mondschein erkennt man jeden verblaßten Ton der alten persischen Teppiche unserer Divane.

Ach, es ist überirdisch schön!
Stets mein lieber, guter Hans
Dein

Bruno Baudler.

b) Gräfin Rita Lescitzka, einunddreißig Jahre, an ihre Cousine.

Liebste Thesi!

Vielen Dank für Deinen höchst willkommenen Brief aus Wien. Du kannst Dir denken, wie ekstatisch man hier Nachrichten aus der civilisierten Welt begrüßt.

Im ganzen bin ich aber wirklich nicht unbefriedigt. In Kairo war sehr viel los, bessere Gesellschaft und vor allem mehr Herren als an der Riviera. Endlich kam man wieder zum ordentlichen Tanzen; dann ritt ich mit einigen englischen Offizieren der Garnison, es wurde viel getennist und viel gegolft, kurz: dort hatte ich es sogar hervorragend gut.

Hier könnte es ja auch begeisternd sein, wenn man sich mit einer wirklich netten Gesellschaft, von etwa zwanzig Personen, zur Nilfahrt auf einem Dampfer verabredete, oder wenn ausge-

suchte sechs bis acht Menschen sich so eine Dahabie mieteten. Das wäre einfach ein Traum. Denn wirklich, obgleich Du mich so bedauerst, obgleich es ja eigentlich so auf die Dauer mit einer Tante und einem kleinen Maler tödlich ist, geht es doch an. Manchmal treffen wir mit anderen Dahabien zusammen, machen Ausflüge und laden uns ein. Und wirklich hat dies Leben, auch wenn niemand anders da ist, einen Reiz: Du wirst lachen, aber manchmal wird mir ganz poetisch zu Mute, überall gibt es Illustrationen zu den alten Geschichten aus der Kinder- und Schulstubenzeit. Alles ist fremdartig und doch wieder vertraut. Die netzziehenden Fischer, der Scheik-Patriarch in seinem Zelt, die Blinden, welche man von weither dem wundertuenden Arzt zuführt, der Märchenerzähler, die tanzenden Männer nachts in einer Höhle bei brennendem Feuer. Dann bewundere ich die Landschaft mehr und mehr, vielleicht durch den Einfluß des kleinen Baudler.

So ein Mensch ist ganz anziehend naiv; kennst Du eigentlich die Klasse? Vielleicht von einem Musiklehrer oder dergleichen her? Aber wir haben Glück mit diesem; er ist wirklich, im

großen und ganzen manierlich und nett, ein durchaus gutes Wurm und gar nicht dumm.

Um Tante Sophie Klotildes Zustand ausführlich zu schildern, fehlt mir heute die Zeit und die geistige Spannkraft. Eigentlich geht es ihr vortrefflich, und in unvorsichtigen Augenblicken gibt sie eine Besserung sogar zu. Was täte sie aber ohne diesen Inhalt des Lebens; seit dem Tode des Seligen waren diese merkwürdigen Leiden ihr Stütze und Stab. Aber im Grunde ist sie ein liebes altes Geschöpf und trotz ihres zeitweiligen Eigensinns habe ich sie wirklich recht gern.

Wie furchtbar nett müssen die Quadrillenproben sein und wie entzückend klingt Dein Kleid. Bitte schicke mir umgehend eine Photographie. Du könntest Dich ganz gut vorher aufnehmen lassen, nur mußt Du dem Menschen einschärfen, keine Abzüge „zufällig" in den Vorzimmern herumliegen zu lassen. Was werde ich Deiner am 8. Febr. gedenken! Dabei wird mir doch etwas eng ums Herz.

Es umarmt Dich zärtlich

Deine

Rita.

c) Fürstin Sophie Klotilde Ermeland, achtundfünfzig Jahre, an ihre Schwägerin.

NB. Nachdem mein Brief schon geschlossen ist, fällt mir ein, daß ich nur Deine Fragen wegen meiner Gesundheit beantwortet habe und daß Du doch noch anderes erfahren möchtest.

Das Leben gefällt mir entschieden. Man hat sein behagliches Heim, alles macht sich von selbst, nie Hast, nie Gedränge, kein Zugverpassen, keine Rechnungen, nur einen Scheck an Cook und Söhne. Ich fange an, mich für die Tempel und Dynastien zu interessieren, komme auch seit Jahren wieder zum Lesen; in Europa fehlt einem leider immer die Zeit. Außerdem interessiert mich die Bevölkerung; meistens sind die Eingeborenen schmutzig und häßlich, aber ich lasse mir gern über die Lebensweise und über die Gewohnheiten erzählen und gehe oft in den Dörfern umher.

Wir hausen ganz einträchtiglich zusammen. Der kleine Maler gefällt mir durchaus als Mensch; er ist wirklich recht möglich und nicht ohne Bildung. Was aber seine Kunst anbetrifft, habe ich einen entschiedenen Mißgriff begangen. Ich

brauchte — jetzt wird es mir klar — einen Pianisten, der gut photographieren und auch entwickeln könnte. Die Musik entbehre ich und so ein Maler (obgleich dieser wirklich recht begabt ist) geht gar nicht auf meine Intentionen ein; auch läßt er sich in der bedauernswertesten Weise die schönsten Motive entgehen. Ich sage schon gar nichts mehr, — er hört eben auf keinen, noch so erfahrenen Rat.

Übrigens brauchst Du Dir wirklich keine Sorgen um ihn und Rita zu machen. Dazu ist sie doch weitaus zu praktisch veranlagt! Um ihretwillen freut es mich besonders, daß ich ihn mitnahm; ohne irgend ein männliches Wesen hätte sie es so lange nicht aushalten können. Jetzt trägt sie in sinnreicher Abwechslung ihre vielfachen Kleider, und abends zu Tisch erscheint sie im ägyptischen Kostüm, über welches er in Entzückung gerät.

Ja, liebe Adele, sie ist doch eine rechte Sorge, und es ist höchste Zeit, sie unterzubringen. Zwei aufgelöste Verlobungen sind eben allzu ungünstig. Vor uns — aber in Nubien holen wir ihn ein — ist ein Chicagoer Millionär, ein kinderloser, noch jugendlicher Witwer. Es wäre ja ein furcht-

barer Entschluß, aber man fängt neuerdings an auch die Männer von dort drüben zu heiraten, — natürlich, wenn es sich um die ganz großen, ganz sicheren Vermögen handelt. Mir wäre es ja namenlos schwer den Accent, und was so drum und dran hängt, zu verschlucken; anstandshalber dürfte ich mich dann auch zwei Jahre mindestens nicht über Yankees offenherzig aussprechen. Aber wenn sie dadurch endgültig versorgt wäre! Und die Männer sollen fabelhaft moralisch sein, das ist immerhin etwas — und dann *diese* Mittel!

Schreibe mir, bitte, ausführlich über Dein Ergehen, auch wie die Adenoiden-Operation (welches anscheinend jedes wohlerzogene Kind heutzutage durchmachen muß) bei meinem lieben kleinen Egon verlief.

Deine S. E.

d) *Minna Pietschkow*, dreiunddreißig Jahre, an ihre Schwester.

Sultana. Esneh. Nil.

Liebe Elise!

Du wolltest einen Brief und keine Ansichtskarte von mir haben, also setz' ich mich hin.

Zuerst kam es mir sehr spanisch vor, so auf einem Schiff zu leben, und diese kleinen Räume, da man doch an große gewohnt ist. Und immer was anderes um sich zu sehen, was immer wieder dasselbe bleibt. Es gibt hier nämlich zu sehen: 1. Palmen. 2. Nil, mit sehr mäßigem Wasser, meist dünnliche Erbssuppe. 3. Jeden Abend einen gelbroten Sonnenuntergang, der sehr schön ist, den man aber nach vierzehn Tagen über bekommt. 4. Menschen, die mehr oder minder bräunlich sind, also keine ganz eigentlichen Menschen. 5. Dörfer mit elenden Lehmkaten für die Leute und eine große Art Türme für die Tauben. 6. Greuliche Hunde, vor denen ich mich fürchte. Dann ab und zu auch noch Tempel, aber die ähneln sich auch.

Umgang ist schrecklich wenig. Erst glaubte ich, mit dem kaffeebraunen Dragoman, der mit mir und dem Krischan ißt, würde es gar nicht gehen. Aber für einen Heiden und Kaffern, was doch diese Araber schließlich sind, ist er gar nicht schlimm, denn er ist bei sehr guten Herrschaften gewesen; im vorigen Winter nahm er die Erbprinzen von Sachsen-Ysenburg den Nil herauf. Also weiß er doch schon etwas von unsereinem.

Ich habe mehr zu tun, als ich dachte; für zwei Damen zu sorgen, ist gar nicht mein Genre. Die Gräfin Rita ist schrecklich etc. Zu den drei Mahlzeiten muß ein frisches Taschentuch herausgelegt werden; sind sie noch ungebraucht, aber auch nur im geringsten verknutscht, muß ich sie plätten, so auch alltäglich ihr Nachthemd und selbstverständlich alle ihre Blusen (35 Stück, 15 seidene, 2 Flanell, 18 zum Waschen). Dabei wird ihr alles von Onkeln und Tanten geschenkt; nicht einmal die Strümpfe könnte sie sich anschaffen. Aber das sind so die Rechten. Dann diese Geschichte mit dem Bad. Sie behauptete, das Nilwasser wäre zu hart, und alles mögliche Zeug muß herein, Mandelkleie, Toiletteessig, immer was Neues. Dann je nach der Temperatur oder ihrer Stimmung sehr heißes Wasser oder sehr kaltes, oder laues oder was dazwischen. Dann gehört sie zu denen, die sich von ihren Jungfern abreiben lassen. Nein, ehe ich das täte! Dazu wäre ich viel zu anständig und gebildet. Aber sie hat ja auch einen halbpolnischen Namen.

Sonst ist sie mir im allgemeinen sympathisch; nachdem ich acht Jahre lang nur die schwarz-

seidenen Fähnchen der Fürstin in Händen gehabt habe, genieße ich es, mal mit wirklich hübschen Sachen umzugehen.

Wir haben auch einen Maler an Bord; zu Hause hätten meine Damen ihn kaum angesehen, hier sind sie furchtbar aimabel zu ihm, ich bin oft ganz erstaunt. Er ist entschieden nett, auch recht zuvorkommend; neulich machte er eine Skizze von mir, aber Gräfin Rita durfte es nicht merken.

Der Fürstin ihr Nierenleiden, von dem noch immer kein Mensch was ahnen darf, ist etwas schlimmer geworden. In Kairo war der Arzt ziemlich besorgt und Krischan überhörte, daß er auf ihre dringende Frage antwortete, mit großer Sorgfalt könnte sie immerhin noch vier Jahre leben. Mir tut das sehr leid, ich habe mich so nett mit ihr eingelebt, und sie ist wirklich recht gut.

In Assuan werden wir endlich etwas pausieren, und da mehrere Daabieschiffe dort anlegen, gibt es vielleicht endlich etwas Verkehr.

Der Brief soll fort, darum grüßt Dich noch allerbestens

Deine Dich liebende Schwester

Minna Pietschkow.

XI.

Frau Gertrud Weber, neunundzwanzig Jahre, an den fünfunddreißigjährigen Bankbeamten Rudolf Weber.

Mein lieber Mann!

Diesen Brief sollst Du am ersten Morgen erhalten, uns beiden wird es ein bitteres Aufwachen sein, wie dieser heutige Tag der schwerste unseres Lebens war und allzeit verbleiben wird.

Wir haben kein Wort nach dem Urteilsspruch gewechselt, wir sahen uns nur an, während man Dich hinausführte. Dann wurde ich ohnmächtig, und als ich zu mir kam, war der Wagen nach Plötzensee bereits fort.

Ich frage mich, ob Du wohl weißt, was ich empfinde. Ich glaube nicht, daß Du an meiner Liebe zweifelst; ich habe sie Dir doch in den sechs Jahren bewiesen, seitdem wir die Ringe gewechselt und uns gelobten, in guten und in bösen Tagen zusammen zu halten. Jetzt müssen wir eben die bösen Tage erdulden, aber niemals werde ich vergessen, was Du mir all diese glücklichen Jahre warst. Ich fürchte, ich fürchte, daß Dein Wunsch, mir das Leben leicht und schön

zu machen, Dich auch mit zu diesem verhängnisvollen Schritt bewogen haben mag. Du schenktest mir gern, und alle Freuden der Welt hast Du niemals allein genossen, hast Du immer mit mir geteilt.

Eine solche Versuchung ist mir noch nie in den Weg getreten, mir kommt es darum nicht zu, irgend einen Menschen, der ihr erlag, zu richten, am wenigsten Dich, meinen geliebten Mann. Aber als das Verhängnis hereinbrach, da mußtest Du mir das Traurige sagen. Hast Du an meinem Herzen gezweifelt? Oder wolltest Du mich schonen, solange es noch ging? Es ist dadurch noch grausamer gekommen. Ich baute so fest auf Deine glänzende Rechtfertigung, ich traute Deinen Worten so unbedingt. Das hast Du mir ja auch anmerken können.

Ach, nichts, nichts kann jene Stunde aus meiner Erinnerung löschen; diese furchtbare Unterschrift, zu der Du Dich schließlich selber bekanntest. Bis zu diesem Augenblick glaubte ich an einen entsetzlichen Zufall, an ein unerhörtes Zusammentreffen ungünstiger Momente. Alles, worauf ich baute, alles, was ich liebte, alles, wofür ich existierte, schien vernichtet und tot.

Jetzt, an diesem einsamen Abend, sehe ich meinen neuen Lebenspfad vor mir. Acht Jahre trennt uns das Gericht; aber, liebster Rudolf, niemand trennt unsere Herzen, ich lebe mit Dir und für Dich weiter.

In unverbrüchlicher Liebe

Deine

Gertrud.

XII.

Luise Stiehler, dreiunddreißig Jahre alt.

(Regelmäßige, unausgeschriebene, gefällige Handschrift; in der Ecke der quadratförmigen Briefbogen eine Radlerin in Schwarz und Rot.)

Berlin W.,
Potsdamerstraße 38 c.

Liebes Fräulein Albrecht!

Wir Getreuen vermissen Sie schrecklich, ja selbst Frau Oberst geruhte sich in diesem Sinne zu äußern. Sie hätten etwas so Anregendes!!!

Die Lage ist unverändert; noch immer stößt Frau Medizinalrat die Drohung aus, entweder sie oder Herr von Wandeleben müßten die Pension verlassen, noch immer behauptet dieser, die

alberne Geschichte mit der Nachmittagsschlaf-Momentaufnahme wäre durch seine formelle Entschuldigung erledigt, er für seinen Teil bliebe bis nach beendetem Examen. Natürlich handelt es sich hierbei nur um die Mamie Gresham, welche sich übrigens gestern ein Dutzend heller Handschuhe gleich auf einmal kaufte und diese selbst das Endchen bis Klindworth anzieht. Nun, sie hat es ja, und der gute Wandeleben hat es nicht. Frau Oberst sagt, sie ließe ihm sein Zimmer zu hundert Mark, weil „der liebe Baron" ihr so sympathisch wäre und er es sich sonst nicht leisten könne. Aber wer weiß, ob das stimmt, und ob es nicht ebenso freie Phantasie ist wie damals, als sie das Nämliche von Ihnen erzählte.

Es ist überhaupt häßlich, was Leute klatschen. Ich versteh' so was nicht. Denken Sie sich nur, von Ihnen verbreitet die Schwebinski: Ihre Eltern hätten Sie auf einen anonymen Brief hin nach Anklam zurückgerufen. Auch daß die Frau Schmidt, welche in der Mohrenstraße ein Stickereigeschäft hat, keineswegs aber die von Ihnen so gern erwähnte Frau Ministerialdirektorin Schmidt Ihre leibliche Tante sei. Infolgedessen sprechen Fräulein Leo und ich nicht mehr mit der

Schwebinski und wollten unsere Plätze nach der Tür zu verlegen. Frau Medizinalrat neckte uns aber so mit dem Major (neben den ich dann zu sitzen gekommen wäre), daß es vorläufig unterbleibt. Er hat an diesem Sonntag der Leo einen Blumentopf geschenkt.

Ach, am Ende kommen Sie wieder! Tun Sie es doch. Es ist ja einzig nett in so einer Berliner Pension, und es ist immer was los.

Alle Welt grüßt Sie herzlichst,

vergessen Sie nicht Ihre

Luise Stiehler.

XIII.

Dr. Bernhard Kuhlow, achtundzwanzig Jahre, an seine Braut.

An Bord der „Nauplia".
April.

Geliebteste Erika!

Du weißt, wie oft ich Deiner gedenke, ganz besonders aber, wenn ich glücklich bin, wenn ich in Licht und Schönheit schwelge. Könntest Du nur mitgenießen, nur etwas durch meine Augen in den Griechenzauber blicken! Hier an Bord

sind neben dreiundsechzig Archäologen aus aller Herren Ländern etwa fünfzehn Damen; ich bin ihnen etwas böse, ich verarge es den Gatten. Warum sind wir noch nicht so weit? Aber die vergangenen Wartejahre verliefen ungetrübt schön, die kommenden werden ihnen gleichen, und vielleicht in drei Jahren beteilige ich mich wieder an einer archäologischen Küstenfahrt, und Du mir zur Seite!

Gestern verließen wir Euböa. Rings umher durchsonnter Dunst und eine Bläue, wie ich sie noch niemals gesehen noch empfunden habe. Strahlend hellblaue Luft und saphirblaues Meer, und in traumhafter Blässe auftauchende ferne, lilablaue Berge. Ich saß allein am Heck, um mich her verschwammen Inseln und Luft und Meer, der dahineilende Dampfer hinterließ eine Schlangenlinie von milch-grünblauem Gischt, weiße Möven umschwirrten mich wie sehnsüchtige Gedanken.

Dann landeten wir auf der Insel Mykonos. Das Städtchen ist orientalisch und pittoresk; weißgetünchte flache Häuser mit blauem Gitterwerk und Fensterläden und Türen, vor letzteren saßen spinnende Frauen auf einem steinernen

Vorsprung. Am Meeresufer ziehen sich Säulenloggien entlang, und dort plauderten die Männer bei Kaffee und Tabak; ein türkisch aussehender Jüngling hatte eine Wasserpfeife vor sich. Wir schlenderten durch die Gassen und betraten eine offen stehende, unscheinbare Küche. Die Mittelwand ist aus alter, gebräunter, byzantinischer Holzschnitzerei, vom goldenen Hintergrund heben sich fremdartige Kerzenständer und Kronleuchter ab. Vor dem morschen Lesepult stand ein Greis im dunkeln Ornat und murmelte, ohne sich umzusehen, über große, schweinslederne Bände gebückt.

Ein kleines Museum birgt die Funde von Delos; hier wogten die Kollegen durcheinander. Dörpfeld, Furtwängler und Walter setzten ihre öfters entgegengesetzten Meinungen auseinander, die Stipendiaten des Athener Instituts nahmen pflichttreu Abklatsche oder photographierten.

Durch das ungewohnte Treiben angelockt, umstanden uns die Eingeborenen in dichten Haufen. Unter ihnen ein junges Mädchen mit großen, tief beschatteten Augen und fein geformtem, ovalen Gesicht. Errötend, mit weichem, verlegenen Lächeln, entzog sie sich unseren Blicken. Über-

haupt fielen uns die regelmäßigen unslavischen Züge dieser Inselbevölkerung angenehm auf. Mehrere Greisinnen glichen vornehm stilvollen Parzen. Eine solche saß vor einem altitalienischen Garten, der offenbar früher zu einer stattlichen Villa gehörte. Um die Pergola mit Nischen und Brunnen und steinernen Wasserläufen rankten sich Geranien und Heliotrop, rings umher duftete der Hain von Orangen und Citronen.

Zauberhaft war die Nacht. Als ich wieder allein und einsam hinten saß, stieg der Mond hinter den Bergen empor. Im Bergschatten lag die kleine Stadt in bläulichem Schein, der Mond warf tanzende Lichter auf die Flut, die Insel zog geheimnisvoll dunkel vorüber.

Als ich heute morgen aufwachte, lagen wir in Delos vor Anker. Bald war ich draußen; seitwärts niedrige Hügel, vor mir der mittlere „heilige" Berg. Das Wasser war unglaublich klar, unter mir sah ich Felsen und Algen und Seetang fast unmerkbar naß umflossen. Überall Klippen und Felsen, dazwischen feucht-dunkle zerbrochene Säulen und Reste antiker Schwellen. (Wie deutlich sah ich die bewimpelten Triremen sich nahen, die griechischen Pilger und Pilgerinnen

hier landen!) Und dann kam die größte Überraschung; gleich am felsigen Strand begann ein Blütenmeer, das lachendste, leuchtendste Gewirr von Anemonen und Wicken und Chrysanthemen und Sternblumen, von Levkoyen und Kamillen und Cysten. Und dies blühende, besonnte Geflimmer beherrschte triumphierend, als Jubellaut blutroter Mohn. Es war aufregend schön.

Unbewußt still lag die Insel im jungfräulichen Frühling. Wehmütig rührend all die marmornen Trümmer unter den Blumen; halbhohe oder umgestürzte Säulen, Fundameute der Schatzhäuser, des Hekatomben-Opfertempels. Hier ist der Untersatz der großen Apollostatue, hier erhob sich die berühmte Palme, mit der Odysseus die Nausikaa vergleicht:

Nur zu Delos sah ich einmal an Apollonis Altare
Solchen in Jugendkraft aufsteigenden Palmbaumschößling.
Denn auch dorthin kam ich, von vielem Volke begleitet,
Auf der Fahrt, auf der mir des Wehsals Fülle verhängt war!
So wie jenen erblickend ich lang in bewunderndem Staunen

Da stand, denn solch herrlicher Schaft wuchs nirgend
auf Erden.
Also staun' ich dir, Weib, und bewundre dich, zitternd vor Ehrfurcht.

An diesem zweifellos erkenntlichen Fleck stand ich und gedachte der Worte; hier haben Abertausende gestanden und derselben gedacht.

Von der Heiligen Grotte, wo Leto Diana und Apollo gebar, von der man noch jetzt frühmorgens sieht, wie der Sonnenwagen sich strahlend über dem Meeresspiegel erhebt, von dieser Grotte schicke ich Dir einige duftende Wicken; sie umrankten den alten Altar.

Gen Abend wanderte ich noch immer umher und kam an den Heiligen See, wo die heiligen Schwäne einst schwammen. Noch stehen Teile der steinernen Umfassung, und die in der Sonne getränkten Quadern und Säulen spiegelten sich im Wasser. Ich lag lange am Ufer, mitten unter dem feurigen, blutigen Mohn.

Dann zogen blaß-goldene Streifen über den schimmernden grünlichen Himmel, und zu Ende war der Tag.

Lebe wohl, geliebtestes Herz.

Dein Bernhard Kuhlow.

Als Erika Bohnemann den Brief gelesen hatte, meinte sie, „der gute Bernhard schreibt ja recht hübsch, aber nie über das was einen interessiert".

XIV.

Hedwig Reddin, einundzwanzig Jahre, an Frau Schneidermeister Reddin in Wittenberg.

Berlin, Köpnickerstraße 3b.

Liebste Mutter!

Gräme Dich nicht allzu sehr, ich kann nicht anders. Ich glaube, jetzt wirst Du mir auch eher für das, was geschehen ist, verzeihen.

Gleich nach dem Doktorexamen ist er abgereist und hat keine Adresse hinterlassen, und ich hatte nur 18 Mark übrig. Ich habe jetzt über zwei Wochen lang nach Arbeit gesucht und keine gefunden. Du glaubst nicht, wie schwer es einem hier gemacht wird. Und ich war genug für dies erste bestraft, und so will ich lieber sterben, als daß es noch einmal so käme. Zurück nach Wittenberg, wo man alles weiß, wollte ich auch nicht, es wäre Dir ja auch vielleicht nicht recht gewesen.

Nun gräme Dich nur nicht, liebe Mutter. Du hast ja noch Lottchen und Fritz.

Und vergib Deiner unglücklichen und Dich liebenden Tochter

Hedwig.

XV.

a) Linda Grieben, neunzehn Jahre alt, an ihre Freundin.

(Große, moderne, anscheinend sichere, in Wirklichkeit haltlose Schrift. Elfenbeinpapier mit verstreuten Veilchen; offenkundiges Weihnachtsgeschenk.)

Königsberg.

Allergeliebteste Betty!

Du mußt noch heute abend erfahren, daß ich Braut bin! Weißt Du, etwas Idealeres gibt es nicht, und dies ist bei weitem der interessanteste und beglückendste Tag meines Lebens.

Erst möchte ich Dir aber sagen, wie reizend er ist, wie männlich und höflich, wie furchtbar verliebt, sonst bekommst Du doch einen Schreck. Denn er heißt August Hackebeil und ist Major;

natürlich infolgedessen nicht mehr so ganz jung, auch nicht sehr schlank — eher stattlich.

Aber das ist ja nur äußerlich. Ich bin fest überzeugt, daß er sehr gut ist und s e h r edel. Denke Dir, seine Stimme versagte etwas, als es schließlich ganz so weit war. Mir schlug das Herz noch lauter, als es immer geschildert wird, und als er mich küßte, war es mir doch überaus eigen zu Mute, und meine Gefühle waren im ganzen genommen gemischt.

Als er mir den Ring auf den Finger zog, war es g e n a u so, wie es im Buch steht, und ich heulte vor Rührung. (Du hättest es auch getan.) Darauf sagte er entsetzt: „Um Gotteswillen!" und holte ein recht großes, bunt geränderteS Taschentuch hervor und wischte mir die Tränen ab. Darauf gingen wir natürlich gleich zu den Eltern und dann zu den Kindern und dann zu den Leuten. Es war genau so, wie ich es mir Hunderte und Hunderte Male vorher ausgedacht hatte!

Am Abend brachte er mir wonnevolle Blumen und seine älteren Schwestern, eine verwitwet, eine unverheiratet, welche zu ihm gezogen sind. Natürlich hört das jetzt auf, aber sie waren

unbeschreiblich freundlich zu mir und küßten mich ab und nannten mich Rosenknöspchen und taten, was sie mir an den Augen ablesen konnten.

Auch die Kinder, selbst Heinz (zum erstenmal in seinem Leben) waren äußerst respektvoll und sehr beglückt, eine Braut in der Familie zu haben.

Ja, wirklich, Betty, glaube mir, jetzt, da ich nun endlich weiß, was Liebe ist (denke Dir, auch ich bin seine erste und einzige Liebe, ist das nicht rührend!), jetzt ist mir vollkommen klar, daß es auf der weiten Welt nichts Herrlicheres gibt! Und mit neunzehn Jahren wirklich Braut zu sein und *wirklich*, *tatsächlich* zu heiraten! (August ist glücklicherweise sehr ungeduldig.) Das wünschen sich ja alle, und doch gelingt es eigentlich nur ausnahmweise. Und mir ist dieses Glück zu teil geworden! Überströmend küß ich Dich in Gedanken.

Deine

Linda.

b)

(Dieser Brief war ein Jahr vor dem andern geschrieben.)

Königsberg.

Innigst und einzigst geliebteste Betty!

Es ist aus, alles ist zu Ende — der Traum ist zerstoben, die Hoffnung ist verblüht, das Dasein ist öde und leer.

Ob ich wohl alt werde? es könnte ja immerhin sein! Aber — was ist das Leben ohne Liebesglück? frage ich mich und antworte — Nichts.

Er ist zur Regierung nach Magdeburg versetzt und machte heute mittag seinen Abschiedsbesuch und dankte Mama für alle empfangene Gastlichkeit. Er versuchte heiter zu scheinen und sagte: „Gnädiges Fräulein, dieser Sommer mit dem Mittwoch- und Sonnabend-Tennis war doch besonders hübsch. Sie hatten wirklich ganz erfreuliche Fortschritte gemacht, nur Ihr Geben war zu ungleich, Sie spielten noch zu oft ins Netz. Ich werde dieser Zeit gewiß noch öfter gedenken, hoffentlich tritt mein Nachfolger auch in den Tennisverein.“ Für andere lag ja nichts Besonderes in diesen Worten — aber weißt Du — dieser Blick und dieser Ton!

Mein Glück liegt in Scherben am Boden, ich glaube, ich verblute.

Mein ganzes Sinnen und Trachten war ihm gewidmet — nie werde ich ihn vergessen. Die Erinnerung an selige Zeiten kann niemand mir rauben, in dieser kalten, erstorbenen Welt ist meine Treue mein einziger Halt, mein Trost.

Betty — ich habe geliebt und gelebt.

Deine gebrochene, aber jetzt nur noch innerlich weinende Linda.

NB. Du stehst mir näher als meine Angehörigen, die mich nicht verstehen, denen anscheinend mein Innenleben ein ungelöstes Rätsel ist, an dem sie gleichgültig vorübergehen. Du wirst alles mit mir empfinden! In ewiger Freundschaft Deine Dich in den Tod liebende

Linda.

c)

(Dieser Brief wurde drei Jahre nach dem ersten geschrieben.)

Coblenz.

Meine liebe Betty!

Es ist wirklich gut von Dir, noch unserer alten Mädchenfreundschaft zu gedenken. Was

Du über Dein Wohlergehen wie über das Deiner von mir hochverehrten Familie schreibst, freut mich außerordentlich.

Auch mir geht es recht gut, und ich habe mich völlig in die neue Sphäre hineingelebt.

Jetzt ist es für uns eine brennende Frage, ob mein Mann Oberst wird oder nicht, und diese Sorge lastet auf uns. Während des Manövers gab es einen kritischen Moment, und er war infolgedessen überaus erregt. Da aber nichts seitdem erfolgt ist, atmen wir wieder auf. Im schlimmsten Fall wären wir nach Görlitz gezogen, dort gibt es keine Kommunalsteuern, und da wir einen Haushalt von sechs Personen bilden (wir, meine Schwägerinnen, der Bursche, die Köchin), spricht das doch mit. Es täte mir aber außerordentlich leid, von hier fortzugehen. Eine solche hübsche Wohnung mit Balkon, mit Salon (Parkett) werde ich wohl niemals wieder besitzen. Auf dem Balkon trinken wir immer Kaffee und machen Handarbeit. August ist häufig dabei, obgleich seine geselligen Pflichten — Kegelklub, Kriegsspiel, Skatkränzchen, — ihn natürlich oft verhindern.

Auch würde ich schwerlich anderswo eine so

günstige Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Bei allen größeren Tees des Oberpräsidenten bin ich zugegen.

Deinem Wunsche entsprechend, schicke ich Dir meine letzte Photographie; ganz so stark bin ich aber wirklich nicht, besonders ist das Doppelkinn übertrieben.

Recht sehr würde ich mich freuen, wenn Du einmal auf der Durchreise einen Zug überspringen könntest, dann würdest Du ja auch einen Einblick in meine Existenz gewinnen.

Mit der Bitte, mich Deinen Eltern und Schwestern empfehlen zu wollen,

verbleibe ich mit den besten Grüßen

Deine Lina Hackebeil.

XVI.

Alma Janschke, zwölf Jahre alt, an Frau Konfektionsnäherin Janschke.

(Kleine, stark parfümierte, rosa Bogen mit großem, goldenem „A". Eine korrekte Schulschrift, welche manche „höhere Tochter" beschämen dürfte.)

Groß-Knebelsdorf, 12. Juli.

Liebe Mama!

Da Du es wünschest, schreibe ich Dir gleich

am ersten Sonntag. Im ganzen bin ich hier gern, alles hat man ja doch nie auf einmal.

Das Schloß hat mich sehr enttäuscht, es ist lange nicht so elegant wie Dutzende in Kolonie Grunewald, und die nennt man bloß Villa. Es ist so etwas wie das alte graue Ding in der Lindenstraße nahe bei Jordan. Gar nichts dran als eine Rampe und ein Wappen über die Haustür. Meine Gärtnerswohnung, muß ich sagen, ist wirklich hübsch, sehr viel Blumen jeglicher Fassong. Über die Kost muß ich auch sagen, sie ist reichlich und teilweise gut. Ja, wirklich, das Obst ist ganz herrlich und wir kriegen immer große Portionen. Milch gibt es zu viel, aber Frau Gräfin besteht drauf und sagt die andern Ferienkoloniekinder hätten sich immer dazu gefreut, na ich danke. Und nie gibt es einen Happen Italjenscher Salat oder Schokolade oder ein Beseh. Man ist doch in Berlin verwöhnt wo man immer alles um die Ecke gleich hat.

Die vier Kinder heißen Auguste, Hans, Linchen und Herrmann. Das Spielen ist sehr nett, muß ich sagen. Ich zeige ihnen viel und erzähle viel von Berlin und sie zeigen mir auch viel und erzählen mir auch viel Neues. Sie möchten

mir furchtbar gern besuchen. Liebe Mama, vielleicht ist mal eine Schlafstelle frei und dann könnten einige herkommen. Ich habe ihnen die drei Höfe und die Körnerstraße und die Portierleute und den Boden und alles so akkurat beschrieben aber sie können sich nie ganz vorstellen wie das nun wirklich ist.

Manchmal spielen wir mit den Kindern vom Schloß. Sie heißen alle Conpteß aber glaube nur nicht das sie so aussehn. Lange lange nicht so fein wie die Goldbergs, aber keine Spur. Zuerst sind hier auf dem Lande alle Kinder schrecklich dösig und auf den Mund gefallen und sehn einen an als wäre jeder aus Berlin wer weiß was. Nachher waren sie aber ganz nett und ich mach sie ganz gern. Conpteß Ulrike hat mir 5 Ansichtskarten und 7 Liebigbilder zum Präsent verehrt. Nun habe ich 2 mehr als Rosa Pluddemann ihre Sammlung.

Hoffentlich geht es dir gut liebe Mama, ich denke jetzt wo der Sommertrubel vorbei ist hast du keine Überstunden mehr und bist heute draußen in Pichelswerder mit Lockmeiers. Oder wartest du bis ich wieder retur bin?

Nächsten Sonntag schreibe ich wieder und verbleibe

Deine dich liebende Tochter
Alma Mathilda Janschke.

XVII.

Hetta von Bandemehr, zweiundzwanzig Jahre, an Armgard von Bonin.

(Moderne, große Durchschnittsschrift; dickes weißes Papier mit kleinem, goldenen Vornamen und siebenzackiger Krone.)

Berlin, Lennéstraße 44,
22. Januar.

Liebste Armgard!

Ich kann nicht lügen, ich kann Dich nicht damit vertrösten, daß man sich gestern langweilte, denn es war zu, zu, zu schön!

Alles klappte; Kleid, Frisur, Tänzer, Vorfahren des Wagens, Stimmung der Eltern — alles. Ich hatte etwas Alpdrücken wegen des Soupers. Nein, was sind die Herren bei Hof egoistisch! Ich sage Dir, trotz dieser Unmenge Mannsbilder wanderte die Weiblichkeit ungeführt zu Dutzenden, wie in einem Damentee, herein,

auch solche, die schon bekannt sind und bei denen in diesem Winter getanzt wird. Es ist ein Skandal, und wenn ich der Kaiser wäre, sollte es bald anders aussehen. Ich will annehmen, daß er nichts von diesen Zuständen ahnt.

Wie gesagt, ging es mir durchaus I a. Ich hatte den kleinen Beesckow und fand ihn ideal für diesen Zweck. So auf dem Präsentierteller vor den Herrschaften mit ihm zu tanzen, ist er zu unansehnlich und murklich, aber er kann einen sehr gut unterhalten (als er sich über das letzte Manöver ausließ, bin ich gestorben!) und ist furchtbar gefällig. Unermüdlich hielt er einem das Sektglas und stürzte nach Kaviarbrötchen herum — kurz, als Souperherr eine Perle. Und wenn er einen auch reichlich fest hält und meine Parma-Veilchen vorn etwas zerdrückte, so tanzt er doch wahnsinnig flott!! Wir stoben möglichst früh in den Weißen Saal zurück, es war noch himmlisch leer, als der Vortänzer der Musik das Zeichen gab, waren wir nur ganze elf Paare. Es war delirisch schön. Dieser schwindelnd große, glitzernde Saal — und ich flog so in die Unendlichkeit hinein.

Dies war der Höhepunkt des Genusses, die

gesellige Glanznummer war mein zweites Lancier, das ich mit Prinz Moritz tanzte! Nur Garde du Corps! Zufälligerweise waren wir Damen alle im jungfräulichen Weiß, und so machten sich die feuerroten Röcke famos. Menzel (der neue Schwarze Adlerherr!!!) fixierte uns sehr genau; wir sind auf die Folgen äußerst gespannt, erwarten uns gemalt zu sehen, hoffentlich bei Schulte und nicht in der Sezession; aber ich glaube, für das Verrückte ist er nicht. Wir standen in der ersten Reihe (Prinzeß Didi tanzte mit dem kleinen Wartensleben) — es war überwältigend chik.

Sehr viele frugen nach Dir; man findet es etwas altmodisch und „neunzehntes Jahrhundert", jetzt noch Influenza zu haben. Wie idiotisch, daß Dr. Mayberg mich nicht zu Dir läßt; jedes Kind weiß doch heutzutage, daß es nicht ansteckt. Mündlich hätte ich Dir noch allerhand Einzelheiten erzählt, aber ich bin schläfrig. Es ist halb zwölf und zum zweiten Frühstück haben sich Menschen angesagt (etwas hart nach einem Tanzvergnügen, besonders gerade diese!). So will ich denn noch etwas einnicken.

Ach, Du tust mir wirklich namenlos leid;

zum nächsten Schloßball darfst Du nicht fehlen. Sage dem Mayberg, Du wolltest eben hin; mit Ärzten muß man nämlich energisch vorgehen.

Tausend Grüße, es umarmt Dich in Gedanken

Deine

Hetta.

XVIII.

Margarete Neumann. Vierundvierzig Jahre.
(Feine, überaus regelmäßige Handschrift.)

Tschen-Fu am Njanking
via Canton.

Meine Geliebten im Herrn!

Aus vollem Herzen danke ich Euch für die treuen Gebete, welche ich oft empfunden habe und welche mir stets eine Hilfe gewährten.

Die Hitze ist jetzt überaus groß, 32° im Schatten, da kommt dann manchmal die Versuchung des Feindes und will einen am Schreiben hindern. Aber mit der letzten deutschen Post bekam ich einen Brief aus Barmen, von einer unbekannten Dame, in dem sie mir ausdrückte,

wie segensreich ihr diese meine vervielfältigten Briefe gewesen seien. So konnte ich nur hinaufblicken und Ihm danken. Ich dankte Ihm auch für die Hand und die Feder, welche Seinem Gebot so willig Folge leisten. Diese unbekannte Freundin aus Barmen wußte nicht, was in meinem Herzen beim Empfang ihres Briefes vorgehen würde, aber Er wußte es und darum mußte sie schreiben.

Lieben Freunde, freut Euch mit uns, die Hausangelegenheit ist erledigt. Unserm lieben Herrn Schultzen machte der Herr klar, daß wir vorläufig hier wohnen bleiben sollten. Die Miete ist bezahlt, aber der Besitzer weigert sich, aus dem Hintergebäude auszuziehen, bis er seine Habseligkeiten versteigert hat. Wahrscheinlich will er uns betrügen, da wir Ausländer sind und er uns deswegen haßt. Aber wir harren auf den Herrn. Die hiesigen Häuser sind sehr leicht gebaut, so ist die Feuersgefahr eine überaus drohende. Darum werden wir in der kühlen Witterung nicht heizen können, und so bitte ich Euch, der zarten Gesundheit unserer Auguste Schultzen in besonderer Fürbitte zu gedenken. Die Wände sind überaus dünn, so daß man jederzeit von außen ein-

brechen könnte, aber dies ist nun das Haus, in welchem wir Seinem Willen zufolge leben und wirken sollen.

Seit zwei Wochen halten wir unsere täglichen Andachten abends, da sehr vielen diese Stunde am besten paßt. Herr Schultzen hält die Evangelienauslegung, nachdem singen wir und erklären die schönen Bilder. Gestern waren fünfunddreißig Menschen zugegen, größtenteils Heiden, welche die frohe Botschaft noch niemals vernommen hatten.

Sie hatten sich auf einer Dschunke auf dem Njanking befunden und warteten auf die Flut, welche sie wieder heimführen sollte, denn sie waren aus einer ziemlichen Entfernung zu einer Götzendienst-Tempelfeier hergekommen. Während dieser Wartezeit legte der Herr ihnen nahe bei uns einzutreten und Seine Liebesworte zu hören. Da kamen sie aus der Finsternis, vom schwankenden Boot herein in unsere Helligkeit und vernahmen Worte des ewigen Lebens. Es traf sich besonders schön, daß gerade am nächsten Morgen ein früherer Opiumraucher, der aber jetzt mit der Einfalt eines Kindes gläubig geworden ist, seine Sünde in der Heiligen Taufe ablegen sollte. So

hatten wir abends vorher, wie immer, eine besondere Feier veranstaltet, und diese war diesen Fremden gewiß besonders eindringlich und verständlich. Ich kann auch nicht umhin, zu glauben, daß der eine oder der andere das Heil empfing, wenn dieses auch erst an „jenem Tag“ offenbar werden wird. Oft erzählen sie uns, daß sie Gottes Wort zum erstenmal zufälligerweise von irgend einem Missionar vor Jahren vernahmen und es seither nie ganz vergaßen, und dies ermutigt uns denn. Sein Wort muß ja bestehen! Wenn die Leute manchmal nur hereinkommen und nach einigen Minuten den Saal verlassen, zweifelt mein schwaches Herz wohl einen Augenblick, ob der Herr hier auch nachwirken könnte. Aber wir beten so besonders, daß Er alle diejenigen, welche doch sein Wort nicht annehmen werden, von diesem Saal fernhalten möge, daß wir glauben müssen, daß jeder, der hier eintritt, Segen davon tragen werde. Vor nicht langer Zeit regnete es eines Sonntags in Strömen, und da alle eingeborenen Frauen die Nässe scheuen, auch die Männer in derselben nur ungern ausgehen, schien es zwecklos, einen Gottesdienst abzuhalten. Aber wir versammelten uns wie ge-

wöhnlich, und Herr Schultzen sagte: ‚Wenn wir die äußeren Umstände betrachteten und nicht die Augen gen oben richteten, würden wir schwerlich einen Gottesdienst abhalten, aber da Er uns hierher geführt hat, um Sein Wort denen, die in der Finsternis wandeln, zu verkünden, wird Er uns sicherlich auch heute einige Zuhörer senden.‘ Also begannen wir unsern Choral, und es erschien erst einer, dann ein zweiter, schließlich hatten wir eine kleine Gemeinde von zehn. War das nicht schön? Und sie hörten so aufmerksam zu, ich glaube, es waren fünf Frauen darunter.

Nun wollt Ihr, meine lieben, kleinen Freunde, gewiß auch wissen, was mit dem Geld geschieht, welches Ihr dem Herrn durch unsere Vermittlung gebt. Fünf Männer wurden kürzlich bekehrt, aber wir konnten sie nicht zur Taufe zulassen, bis sie dem Opium entsagt hatten. Wenn man sie einen Monat lang gut ernährt und ihnen die Möglichkeit nimmt, sich das Gift zu verschaffen, können selbst Heiden dieses Laster ablegen. Aber diese Entziehungskur ist mehrere Tage lang überaus qualvoll, und so haben verhältnismäßig wenige den Mut, auszuharren. Die hiesige englische Baptistenmission hat ein Krankenhaus zu diesem

Zweck errichtet, so haben wir mit dem von Euch gesammelten Geld vier dieser Taufkandidaten dorthin geschickt und einen bei uns im Haus behalten. Einer wurde im Krankenhaus sechs Wochen lang behandelt, aber, Ihm sei Lob und Preis, schließlich wurden alle fünf geheilt. Der eine reinigt unsern Hof und übernimmt Botengänge, wofür er fünf Mark monatlich erhält. Könnten wir nur über einige Zimmer und Wärter verfügen, würde Gott diese armen Opiumraucher sicherlich auch bei uns vom Laster befreien. Aber dazu fehlt uns der Raum, und so müssen wir sie in das Krankenhaus schicken. Der dortige Arzt, sowie sein chinesischer Assistent sagten uns, daß diese Klienten weniger als die übrigen Patienten während der Kur ausgestanden hätten. Ihr werdet für diese Neubekehrten beten, nicht wahr?

Etwas freute mich neulich. Ich sprach mit Pauline Brandt in einer Frauenversammlung, als eine Kinderstimme mich unterbrach, und als ich mich wandte, sah ich, daß neben mir ein kleines Kind in den Armen seiner Mutter mir das Biscuit, von dem es knabberte, anbot. Die Mutter sagte, er will, daß Sie davon kosten; also ich tat dies und lächelte und nickte, und

mußte dies oft wiederholen, denn das Geschöpfchen war unermüdlich in seinem Wunsch, mir Liebes zu erweisen. Manchmal sind sie ganz herzig; ich glaube, das Glanzlicht in meiner Brille machte ihnen Spaß, und wir freunden uns immer gleich an. Darüber freuen sich dann die Mütter, auch die Väter, denn oft spielen die Männer mit ihren Kindern und halten sie manchmal einen ganzen Abend über auf den Arm.

Nun lebt herzlich wohl, meine Geliebten; Euch und mich empfehle ich Dem, der da kommen wird. Amen.

Eure

Margarete Neumann.

XIX.

Der eben Fähnrich gewordene Ulrich von Hartenbrock, neunzehn Jahre, an Hellmuth von Rohr.

(Verkritzelte Handschrift mit lebhaften Schnörkeln; breites, kurzes Papier mit jugendlich großem, gekröntem Monogramm.)

Tag, Alter!

Wie ich Dir also telegraphierte, wäre alles schönstens überstanden. NB. Ich habe doch ge-

drahtet, nicht wahr? Mir ist bestimmt so, aber es wurde bereits etwas früh!

Im ganzen genommen hatte ich nicht allzu viel Pech. In der Mathematik wurde der Onkel etwas eklig, aber mein Kroki war günstig, und denke Dir, faktisch frug der Olsmann richtig nach seinem spanischen Erbfolgekrieg, und ich gerade an der Reihe! Es war doch ein haarsträubender Dusel! Einmal verhedderte ich mich toll in ein verdammtes Subjonktif, dafür plapperte ich aber fließender als die andern, und das bestach die Feme. Leider, leider machte ich Klopstocken um acht Jahre zu alt, aber er ist doch noch nie eine Donna gewesen, und so wurde mir verziehen.

Nachher war das Warten scheußlich. Lehmann hatte akuten Galgenhumor und erzählte einen Blödsinn nach dem andern; der arme Behlow, der zweifelsohne durchgefallen war, benahm sich ganz stramm. (Warum hat er auch so herumgesumpft, da waren wir doch immerhin braver!) Ich soll recht grünlich ausgesehen haben, und weißt Du, wer am gänzlichsten auseinander war? Damnitz! Dabei ist er natürlich glänzend durchgekommen, aber er hatte sich kolossiv. Endlich

wurden wir hereingerufen, die Liste verlesen und wir darauf mit glücklicherweise knapp gefaßten Worten entlassen. Dann stürzte die ganze Kohorte mit Johlen und Freudengeheul heraus. Die Straße ist ja diskret und abgelegen, und in diese sich periodisch wiederholenden kleinen Auftritte haben sich die Eingeborenen anscheinend gefunden.

Grinsend wartete eine Reihe Weißlackierter auf uns. Erst ging es zu Dressel, dann zum Löwenbräu, dann zu Vols, dann . . . na, auf die historische Reihenfolge kommt es ja weniger an. Es wurde sehr vergnügt. Um vier Uhr verließen wir zu sechsen das letzte Lokal (Name nicht erinnerlich). Wir ergatterten einen offenen Taxameter; keiner wollte den Ehrensitz einnehmen; so saßen Hugo, Damnitz und Bülow II auf dem Bock, Damnitz den Kutscher stürmisch umschlingend. Brösicke, Lehmann und ich wippten hinten auf der Kante, Rücken den Pferden zugewandt und herunterbaumelnde Beinchen. So fuhren wir durch die Prinz-Albrechtstraße, Anhaltische und Bernburgerstraße, sangen fortissimo vaterländische Lieder und ließen jeden in Sicht kommenden Schutzmann leben.

Nun habe ich fast einen Schreibkrampf, denn die greisen Eltern mußten doch ausführlich berücksichtigt werden, und so eine Familie verlangt unglaublich viele Details.

Also übermorgen 5.30 Kempinski. Tata.

Dein Dir wohlgesinnter Vorgesetzter

von Hartenbrock,

Portepeefähnrich.

XX.

Julius N. Meier, achtundfünfzig Jahre, an seinen Sohn.

(Regelmäßige, kleine, eckige Handschrift, alle U-Striche und Interpunktionszeichen tadellos richtig gesetzt. Bogen der Firma: „Meier, Schlesinger & Co.")

Frankfurt a. M.

a)

Lieber Siegfried!

Du wirst Dich wundern, diesen Brief von mir zu erhalten. Seit acht Jahren hat sich unser beiderseitiges Verhältnis anscheinend in keiner Weise geändert, aber ich bin älter und einsamer geworden. So reiche ich Dir spät, aber nicht

zu spät, die Hand zur Versöhnung, nachdem es mir heute, durch Max Bornheims Bemühungen, gelungen ist, Deinen Aufenthaltsort zu ermitteln.

Deinen Entschluß, die Firma zu verlassen, um Dich dem Violinspiel zu widmen, kann ich noch immer nicht billigen. Du hättest Dich hier eingearbeitet, wärst binnen kurzem selbständig, ja vermögend geworden, da hätte nebenher Dir die Kunst das Leben verschönern können. Ebenfalls kann ich auch heute, lieber Siegfried, Deinen damaligen Ton nicht gutheißen, nicht die Art, in der Du mir und Deiner Mutter entgegentratst. Nun lebt sie nicht mehr, ihren letzten Jahren fehlte der schönste, natürlichste Schmuck, die Freude am einzigen Sohn. Dies alles kann ich nicht beschönigen, aber ich will alles herzlichst verzeihen.

Komm her zu mir, Siegfried, wir wollen zusammen Deine Zukunft bereden; ich war schroff, Du warst heftig, wir beide haben seit jener Zeit manches gelernt und gelitten.

Dein Dich liebender Vater

Julius N. Meier.

Am anderen Morgen erhielt er den folgenden Brief:

b)

(Eine ungebildete Handschrift, billiges, liniiertes Papier.)

Bad Öhnhausen.

Eure Wolgeborn werden verzeihn das ich erst heute Eure Wolgeborn Adresse erfahren konnte um die traurige Nachricht vom Tod des Herrn Siegfried Meier zu schreiben. Er ist vor fünf Tagen gestorben und gestern begraben. Er war hier bei die Bademusick und hustete schrecklich, war auch immer etwas dünnlich angezogen und hatte keinen orntlichen Paletoh. Er wohnte mit mehreren andern Musikherrn bei mir und war ein freundlicher Herr wenn auch was verschlossen und sprach nicht viel. Dann war es eine schnelle Lungenentzündung und dann war es aus. Die andern Herrn wußten garnicht woher er eigentlich komme, er hatte nie von seiner Familje gesprochen. Sie haben ihn auf gemeinsame Kosten begraben, denn sein Geld reichte nicht mal zu mein Conto und die Krankheitskosten. (Anbei

vier Rechnungen um deren Gleichung ich untertänigst bitte.) Aber es war ein ganz ordentlicher Sarg und die Musik war wie für einen Regierungspräsidenten.

Erst heute habe ich erfahren, daß Sie der Vater sind und so schreibe ich sofort und verbleibe

Eure Wohlgeborn

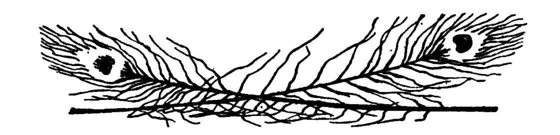
gehorsame

Wittwe Karoline Böttiche r.



Elsa Lilienthals Entschluß

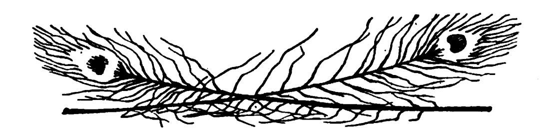
Eine Studie aus dem Tiergarten-Viertel



In der Dämmerung erglühten die ersten Lampen, die Tür eines der stattlichsten Tiergartenhäuser wurde geöffnet, und Elsa Lilienthal trat heraus. Mochte es ein unfreundlicher Februarabend auch sein, sie mußte ins Freie, mußte nachdenken, womöglich zu einiger Klarheit gelangen. Für gewöhnlich lag selbstquälendes Grübeln ihrem mehr nach ästhetischem Genuß hinneigenden Wesen fern, heute regte sich jedoch die Tiefe, Fragen entstiegen dem Innern und drangen auf Antwort. Heute mußte es sich entscheiden, was sie eigentlich war, und was sie wollte.

Sie lächelte ironisch; sechsundzwanzig Jahre alt, führte sie seit sieben Jahren dem Onkel Breslauer diesen großen Haushalt. Wie oft hatte man ihre „Selbständigkeit" betont; einer ihrer Bewunderer, der Bildhauer, sagte, in ihrem





In der Dämmerung erglühten die ersten Lampen, die Tür eines der stattlichsten Tiergartenhäuser wurde geöffnet, und Elsa Lilienthal trat heraus. Mochte es ein unfreundlicher Februarabend auch sein, sie mußte ins Freie, mußte nachdenken, womöglich zu einiger Klarheit gelangen. Für gewöhnlich lag selbstquälendes Grübeln ihrem mehr nach ästhetischem Genuß hinneigenden Wesen fern, heute regte sich jedoch die Tiefe, Fragen entstie[illegible] [illegible]ngen auf Antwort. He[illegible] was sie eigent-

[illegible]undzwanzig Jahre
[illegible]en dem Onkel Bres-
[illegible]alt. Wie oft hatte
[illegible] einer ihrer
[illegible] in ihrem

schlanken, rassigen Gliederbau läge die geschmeidige Kraft des Stahls. Und jetzt, so haltlos, so zerfahren, so rat- und hilfebedürftig. Wenn sie nur katholisch wäre und gleich zum Beichtvater könnte, oder, wie einige Protestantinnen, in Herrnhuter Losungen nachschlagen; nur glauben und sich dem Geglaubten blindlings unterwerfen. Was half ihr heute diese losgelöste, befreite Überlegenheit, wie viel beglückender und besser ein Stab, an dem manche sich gestützt hatten, der schon manchen Trost und Hilfe gewährt!

Sie befand sich am Kanal, am einsamen Weg unter den Bäumen; vor ihr gingen zwei Männer, und als diese plötzlich die Straße durchquerten, sah sie ihnen unwillkürlich nach, sah, daß sie in der geöffneten Tür der Synagoge an der Potsdamer Brücke verschwanden. Sie stutzte; was diese suchten, war der Stecken und Stab all der Abertausende ihrer Ahnen gewesen. Sie blieb stehen. Zwanzig Schritte vor ihr sausten heulend die elektrischen Wagen über die hell erleuchtete Brücke, klapperte das Getrappel der Pferde, schnurrten die leichten Fuhrwerke, strömte die Menge. Um sie her war es einsam und dunkel, aber sie schämte sich unbeschreiblich, hier einzukehren; hätten

Bekannte sie abends allein den Wintergarten oder Café Bauer betreten sehen, sie hätten es für einen gewagten, zu mißbilligenden Scherz gehalten, es hätte sie aber nicht so peinlich überrascht wie dieser Einfall. Dabei waren jene Bekannten ebenso rein semitischen Ursprunges wie sie, dabei war es doch eigentlich verächtlich und niedrig, sich seiner Abstammung und einstigen Religion zu schämen, seiner Vorfahren, also seines einstigen Ich.

Plötzlich erinnerte sie sich mancher kleinen Kränkungen, Unannehmlichkeiten und Zurücksetzungen, sowie der weit krasseren Ungerechtigkeiten, unter der andere leiden mußten, fühlte bittere Verachtung für die egoistische oder pharisäerhaft geschminkte Gefühllosigkeit der Christen. Bisher war sie sehr geneigt gewesen, „verstehend zu verzeihen", hatte überaus feine Nerven für die Schwächen und Fehler der Stammesgenossen besessen. Jetzt kam ihr aber doch der Gedanke, daß das größere Recht auf dieser Seite, das größere Unrecht auf jener wäre, daß es ihr nur ästhetischer und bequemer erschienen war, hierüber hinweg zu sehen. Mit dem trotzigen Wunsch, ihre Zusammengehörigkeit zu beweisen, mit der

demütigen Hoffnung auf Trost und Erbauung trat sie ein.

Grau angestrichene, kahle Gänge, ein schäbiger eiserner Wasserhahn und Ausguß, ein rotes Plakat, das preiswerte Weine und pommersche Butter empfahl, ein anderes das zu Festen den Eintritt ohne Karte untersagte. Kein Mensch war zu sehen, sie ging die Treppe hinauf, erblickte durch eine Glastür sitzende Männer, glaubte gehört zu haben, daß in Synagogen die Geschlechter getrennt werden, und erstieg noch eine Treppe. Dort hing wieder das pommersche Butter- und andere Plakat, sie öffnete schüchtern eine Tür und erblickte zwei in Gebetbüchern lesende Frauen auf der sonst leeren Empore.

Sie nahm einen Platz und sah umher; alles graubraun angestrichen, unten eine Art Kanzel und eine Art Altar, vor letzterem ein Geistlicher mit einem an katholische Chorgewänder erinnernden weißen, mit Schwarz und Silber besetztem Hemd, etwas weiter ein zweiter Geistlicher mit an protestantischen Ornat erinnerndem Talar und Bäffchen. Wirkliche Lokalfarbe gaben nur der siebenarmige Leuchter und ein sonderbares messingnes Schmuckstück am Altar. Der Geistliche psalmodierte; ab

und zu sang ein wohlgeschulter Chor. Die Stimmen waren voll und rein; beruhigend umrauschten sie die Harmonien. Sie versuchte, sich ihnen hinzugeben, in ihren verklärenden Tönen Heimatsklänge zu entdecken, an die Urlaute ihres eigenen Seins und Wesens zu gelangen.

Eine Kindheitserinnerung, die Großtante Sara, kam ihr plötzlich in den Sinn. Sie war ihr und den seither verstorbenen Geschwistern eine komische Gestalt gewesen; wie konnte man Sara heißen, wie grotesk-peinlich, eine Tante Sara zu besitzen. Wenn die Großtante nicht alles mißbilligte (dies war üblich), konnte sie sehr freundlich sein, und mit gemischten Gefühlen hatte die kleine Elsa ihr gelauscht, wenn sie von den Ahnen, vom großen, angesehenen Moses Oppenheimer aus Wien, von dem weit und breit berühmten Rabbiner Cohn Breslauer, von den uralten Verzweigungen und Verbindungen der Familie erzählte. Alles Jüdische war Elsa, so lange sie zurückdenken konnte, intensiv zuwider gewesen; es kränkte sie, wenn man es schmähte, aber sie mochte nicht, daß man überhaupt davon sprach; es sollte ignoriert werden, es sollte nicht da sein, nie dagewesen sein. So war jeder dieser Namen ihr

ein Stich, und doch freute sie sich des vornehmen Geschlechtes. Schon in der frühesten Jugend hatte sie sich als Aristokratin empfunden, und dieses Gefühl war nun erstarkt. Überlegen musterte sie die meisten ihr vorkommenden Landjunkertöchter, die Frauen des Militär- und Beamtenadels. „Ist es denn möglich, daß diese nicht einsehen, wer von uns am meisten Rasse besitzt? Es mag ihnen keine angenehme sein, mir selber ist sie unsympathisch, aber sie ist da, die vornehme, alte Rasse." Und sie besah ihre langen, edel geformten, nervigen Glieder, die feinen Gelenke, die schmalen Finger. Dann erst in geistiger Beziehung! In Ateliers, auf Reisen, im Pensionat war sie mit ihnen zusammen gekommen. Du lieber Himmel, wie simpel und derb waren deren Nerven, deren Geschmacksorgane; sie war sich als kostbare, blaßlila Orchidee unter Butterblumen erschienen. Allerdings waren die anderen dafür einheitlicher und echter gewesen, und selbst als Kind hatte sie diese Eigenschaften, welche ihren Eltern und deren Freunden abgingen, an dieser Tante S. (wie sie wohlklingender im Hause genannt wurde) heraus empfunden. Wie mancherlei hatte Tante S. ihnen erzählt: von der Thora-

krone (vielleicht war das Ornament da unten das Thorablech?), vom Schammes, dem Synagogendiener, vom Chasen, dem Vorbeter, vom Minchagebet, vom Chanukaleuchter, vom Purim, dem Esthergedenkfest. Wie sonderbar, daß diese vergessenen Namen doch wieder auftauchen konnten!

Aber immerhin brauchte sie einen Dolmetscher, die Atmosphäre war allzu fremd. Kein Wort zu verstehen, auch keinen Anklang irgend einer bekannten Sprache. Da unten saßen und standen die Männer der Gemeinde, rezitierten mit halblauter Stimme die Gebete und wiegten sich dabei leise mit dem Oberkörper hin und her. Jetzt wußte sie, woran es sie erinnerte: an betende Türken in den Moscheen, die sie im vorigen Frühling in Konstantinopel besucht hatte. Ein ähnlicher, eintöniger, fast plärrender Gesang, derselbe rührende, gewissermaßen selbständige Verkehr dieser Männer mit dem Höchsten an geweihter Stelle. Auch die abgesonderte Stellung der Frauen, deren verschwindende Minderzahl und Bedeutung, welche sich so merklich von christlichen Kirchen unterschied. Zum allerersten mal im Leben kam ihr der Gedanke: „Bin ich denn orientalisch?“ Aber ehrlich antwortete sie: „Nein; die Arier

empfinden sich doch auch nicht als eingewanderte Asiaten."

Sie war enttäuscht — es war alles nichtssagend und fremd.

Aber dieser einfache Sabbath-Abendgottesdienst dürfte ihr nicht maßgebend sein; die großen Feste waren gewiß unendlich eindrucksvoller, vor allem die Familienfeierlichkeiten. Eine englische Miß, die vom Antisemitismus nichts ahnte, hatte ihr von den Festen im Familienkreis vorgeschwärmt; sie, die Unterricht gebende Ausländerin, mit religiös überkommener Verehrung für alles Jüdische, war dort zugelassen worden. Widerwillig, höhnisch hatte Elsa ihr zuhören müssen; die Miß war empört gewesen, hatte ihr Vorwürfe gemacht, worauf Elsa dann antwortete: ihre Empfindungen hierüber könne eine Engländerin eben gar nicht begreifen, hiervon verstünde sie wirklich nichts. Aber sie erinnerte sich doch dieser Schilderungen vom uralten Segensspruch des Vaters, mit dem Millionen von Töchtern gesegnet worden waren, von dem das Gesetz hersagenden kleinen Sohn, von dem geweihten, schlicht herzlichen Passahmahl, von der alt hergebracht geheimnisvoll-hierarchischen und doch so unend-

lich menschlichen Verinnerlichung des Lebens der Familie.

Wie herrlich mußte aber auch eine Religion sein, welche, einem kleinen, unbedeutenden Volk entstammend, den Kern ihrer Ethik allen Kulturvölkern der ganzen Erde aufgeprägt hatte, welche im Wechsel der Jahrtausende, der Länder, der Verhältnisse unbeugsam auch am Buchstaben festhielt, willig die quälenden, äußerlichen Beschränkungen auf sich nahm! Wie merkwürdig war doch ein Volk, das zwei Jahrtausende der Unterdrückung nicht zu vernichten im stande waren! Ist solche Zähigkeit denkbar ohne Kraft, ist solche Liebe denkbar ohne seelischen Adel? Wie oft hatte ihr das Herz erregt geschlagen, war ihr der Hals wie zugeschnürt gewesen, las oder hörte sie von Aufopferung und Mut und Treue! Auch ihre Vorväter, wie die jener murmelnden Männer da unten, waren Märtyrer und Blutzeugen gewesen, hatten die zum Himmel schreiendste Ungerechtigkeit erduldet, hatten das maßloseste Unrecht erlitten. Und diese da unten litten noch immer und hielten noch immer fest und treu an der Verheißung, an ihrem Gott . . . Warum schwoll ihr denn hierbei nicht die Brust?

Triumphierend und frohlockend schallte der Gesang durch den Raum, dann verbeugte sich der Geistliche und rasselte, zungengewandt, atemlos, einen Abschnitt aus dem Buche herunter; eiligst kam die Gemeinde ihm nach.

Es half ja nichts — dies alles war ihr im Grunde, trotz intellektueller Reflexion, nicht nur fremd, sondern zuwider.

Das Pochen auf die Abstammung beruhte auch schließlich auf einem Trugschluß. Wer waren denn ihre unmittelbaren Vorväter, ihre Verwandten? Bereits der Großvater hatte sich, als er Chef des großen Bankhauses wurde, taufen lassen; ihre Mutter und deren Geschwister waren gleichfalls getauft, wenn auch im Grunde religionslos, und ebenso stand es mit fast allen Bekannten und Freunden. Die wenigen Ungetauften ihres Kreises waren taktvoll genug, jene Unterscheidung niemals zu betonen. In diese Tiergartenhäuser paßten solche Erwägungen nicht herein; freilich war die Rasse immer allen gegenwärtig, wenn sie auch aus ästhetischen Rücksichten selten gestreift wurde; noch weit seltener jedoch wurde die Religion berührt, sie spielte zu wenig mit. Die vereinzelten Ausnahmefälle waren auch höchst un-

erquicklich gewesen. So, als ihr Vetter, der witzige, grundgescheite, aber allzu leichtlebige Egon Borchardt, ihre gemeinsamen Verwandten, die Gutmanns in Frankfurt, besucht hatte und über seine „psychologisch-jüdischen Studien" im echtesten Dialekt ihnen erzählte. Da schilderte er die Schabbos Bestimmungen: das Gewürze, das zerstoßen werden durfte, aber mit „unangemessenen Mitteln" und woraus im Hause der braven Cousine diese Mittel beständen; wie die Haare nicht gekämmt werden durften, aber mit einer Schabbos geweihten Bürste geordnet werden konnten, die hieraus entstehenden Frisuren dieser echten Jißraëltöchter. Über das vorgeschriebene „Gefühl der Volkszerrissenheit", welches die gewissenhafte Familie symbolisch im Anzug zum Ausdruck bringen mußte; über die Obstmaden welche als ossur verboten waren, wogegen andere kleine Lebewesen gestattet wurden. Im Rauchzimmer hatten sie sich vor Lachen geschüttelt . . . aber im Grunde war es ein unschönes Lachen. Egons Schwester war die in Sportskreisen bekannte Gräfin Bergen. Sie war ostelbisch-konservativ und stöckerhaft kirchlich, sah möglichst wenig von ihrer Familie, lud nur den Egon

zu kleinen Diners mit vorurteilslosen Bekannten, denen es mehr darauf ankam, sich gut zu unterhalten als ewig „unter sich“ zu sein. Begreiflicherweise verabscheute Elsa Lilienthal ihre Cousine und grüßte sie kaum auf der Straße. Der Schwager von Egon Borchardt und der Gräfin war Erich Freund, der, einer äußerst toleranten „Reformfamilie“ entstammend, zum allgemeinen Entsetzen streng orthodox geworden war. Mit Christen zu verkehren hielt er unter den augenblicklichen Umständen für „würdelos“, kam mit seinen freidenkenden Verwandten nur selten zusammen. Mit Unbehagen dachte Elsa an ein Neujahrsdiner, bei dem er plötzlich an ihrem von Lafranceroſen duftenden Tisch heftig, mit einseitiger, oft unlogischer Begründung seine Überzeugungen darlegte, mit leidenschaftlichem Hohn die Lauheit, die Feigheit der modernen Juden geißelte, in flammender Begeisterung seinen Glauben und seine Rasse bekannte. Und alles vor den Leuten; keiner wagte das Gesicht des von der österreichischen Botschaft übernommenen Haushofmeisters, noch den Diener, der Bursche beim Erbprinzen von Stolberg gewesen war, anzusehen. Es war unbeschreiblich peinlich, der Onkel Bres-

lauer bekam in der Nacht einen Rückfall seines Leberleidens, noch lange sprach man von der Taktlosigkeit des guten Erich, der sich leider immer mehr unmöglich mache. Im Grunde beschämte es alle, daß sie sich schämten. Dann hatte einmal Rosa Gutmann einen schriftlichen Proselytenversuch gemacht und ihr eine Abhandlung geschickt. Elsa vermochte jedoch nur, in einer ihr nicht zusagenden Umhüllung, schöne, übliche Moral und Ethik zu erblicken; diese kannte sie doch bereits; mehr oder minder strebten sie doch alle, danach zu leben.

Sie sah herunter auf die noch immer weiter hebräisch aus ihren Büchern betenden Männer. „In mir ist dies alles tot, ja, es ist vernichtet, ist selbst nicht ein Grab, das ich liebend und pietätvoll pflegen und ausschmücken könnte . . .“

Einige Herren zogen ihre Pelze bereits an und verschlossen ihre Bücher in den Kirchenstuhlkasten. Dann erfolgte das letzte Gebet, anscheinend ein Segen, dann verlief sich die Gemeinde, man begrüßte den Geistlichen, man schüttelte sich die Hand, einige Väter brachten ihre Söhne bis zu einer offenen Tür, durch welche man Schulbänke und frische, intelligente Knaben sah; schwatzend und gemächlich drängte man sich nach dem Ausgang.

Elsa war wieder im Freien und wandte sich nach Hause. Sie blickte noch einmal um; vermutlich würde sie nie wieder ein Gebetshaus ihrer Väter betreten, höchstens vielleicht die große Synagoge der Oranienburger Straße, um einer vornehmen Hochzeit beizuwohnen. Bis jetzt hatte sie sich bei dergleichen Anlässen entschuldigt, ja, war einmal zu Bekannten nach Luzern gereist, um einer solchen Pein zu entgehen.

Vor drei Viertelstunden hatte sie dieses Gebäude betreten, stark empfindend, wie niedrig es doch wäre, sich seiner Abstammung zu schämen. Jetzt entfernte sie sich ohne den Wunsch, je wieder einmal Farbe zu bekennen. Es wäre schließlich auch nicht Farbe gewesen; eine solche Stellungnahme wäre wohl ehrenwerter, aber ebenso unecht als die Hofpredigerreligion und das Agrarier-Germanentum der Gräfin Armgard von Bergen, geborenen Borchardt.

Und traurig empfand sie die Kontraste und Widersprüche, unter denen alle, auch die losgelöstesten Stammesgenossen, litten; das Idealste und das Gemeinste, das Bedeutendste und das Kleinlichste, das Bewunderungswürdigste und das Verächtlichste — alles zeitigt diese unvertilgbare, einzige Rasse.

Hilfe war ihr nicht geworden; konnte die Christenreligion sie ihr gewähren? Natürlich war sie getauft und konfirmiert worden. Von Herzen gern wäre sie auch damals bei ihrer Einsegnung gläubig gewesen, beneidete die andächtigen Tränen der anderen, und teils aus wehmütiger Vereinsamung, teils weil sie die Stimme des alten Pastors, den sie aufrichtig verehrte, ergriff, verließ mit schwimmenden Augen sie den Altar. Dies überraschte die Verwandten und Hausfreunde, die sich jedoch der angemessenen Regungen freuten. Aber schon beim Nachhausefahren wußte sie, daß es kein dauerndes Gefühl gewesen sei. Mit zehn Jahren waren ihr ja bereits die ersten Zweifel gekommen, und immer deutlicher seitdem gestalteten sich ihr die religiösen Probleme „historisch begreiflich". So wie sie war, paßte sie auch gut in ihre Umgebung, in ihren anregenden, eleganten, gebildeten, erstklassigen Berliner Kreis; alle anderen Überzeugungen wären hier störend gewesen, und wenn sie dieses auch gern ertragen hätte — auf Wunsch, auch auf den eigenen Wunsch hin, wird man nicht gläubig.

Auch konnte sie, offen gestanden, keinen allzu großen Unterschied erkennen. Sie war ja öfters

mit frommgläubigen Christen, auch mit frommgläubigen Juden zusammen gekommen. Es blieb sich doch ziemlich gleich. Alle hatten ihre Fehler, ihre Schwächen und alle ihre Grundsätze, durch welche sie mehr oder minder beeinflußt wurden. Ob Protestantinnen, Katholikinnen oder Jüdinnen: die Freundlichen, Pflichttreuen, Wahrheitsliebenden, Aufopferungsfähigen waren glücklicher und beliebter als die, welche boshafter, neidischer, unzuverlässiger waren, als die, welche nur den Vergnügungen und gesellschaftlichen Erfolgen lebten. Das war ja auch einleuchtend und logisch, dazu bedurfte es nicht der offenbarten Religion . . . Aber . . . bei genauerer Überlegung wurde sie doch eines gewissen Unterschiedes gewahr. Unter den Frommen waren immerhin mehr der „besseren Sorte“ vorhanden; auch verlieh diesen der Glaube an die Liebe Gottes, an eine höhere Fügung, trotz der ihnen innewohnenden Beschränkung, eine gewisse Poesie des Gemütes, einen zarten, unbestimmbaren Duft, welche den Freierdenkenden fehlten.

Doch der Wunsch genügt nicht zum Glauben!

Sie stand vor dem prächtigen Tiergartenhaus, die Türen öffneten sich, lautlos glitt der Fuß

über die Teppiche, sie war in ihrem Zimmer und drückte die Klingel. Als wäre ihr all das Gewohnte neu, nahm sie an diesem Entscheidungsabend die äußeren Eindrücke in sich auf. Leise huschte die Jungfer herein, nicht das zierliche, schnippisch-vertrauliche Zöfchen früherer Zeiten (oder wenigstens früherer Lustspiele), sondern ein Wesen im gehaltenen Stil der modernen Dienstboten großer Häuser. Etwas regungslos, etwas unpersönlich, sehr methodisch und geschult. Mit ihren glatten, sich nie überhastenden Bewegungen drehte sie die elektrischen Lichter am Toilettentisch auf, nahm Elsa den schwarzen Federhut, die schwarze Federboa, das blaue, zum Schneiderkleid passende Jäckchen ab, zog die Spazierschuhe ab und die leichten Lackschuhe an. Wie gebannt schweiften Elsas Augen umher und betrachteten die vollendete Einfachheit dieser Sachen, die nach nichts aussahen, wundervoll gearbeitet, ausgetiftelt geschmackvoll waren und sich überaus kostspielig stellten. Statt dessen, sagte sie sich, wird es Jacken zu zwanzig Mark geben, flott und modern geschnitten, aber mit hastig genähten Knopflöchern und verbotenem Futter. Der von einer kleinen Schneiderin gearbeitete Rock wird vorn etwas

zu kurz sein und hinten nicht fehlerfrei schließen; die Schuhe, zu sieben Mark fünfzig, werden knarren und nach drei Wochen sich ausgeweitet haben. Mit kleinlicher Ironie führte sie das Zukunftsbild weiter aus: das enge, ungeheizte Schlafzimmer, in dem nur wenig im Winter gelüftet wurde (sonst kühlten die anderen Stuben sich zu sehr ab), der Waschtisch mit abbespritzter Politur, der eine, etwas glitschig gewordene Schwamm, die im Gebrauch sparsame, aber vehement parfümierte Seife, die zwei dünnen Handtücher, die eine Woche lang vorhielten, so gut es eben ging ... Sie sah in dem Spiegel ihr feines, blasses Gesicht spöttisch verzogen, dahinter die korrekten Züge der Johanna, welche die losen Härchen aufsteckte und mit monoton höflicher Stimme fragte: „Und welches Kleid darf ich zum Mittagsessen heraus legen?"

„Das vorjährige grauseidene," antwortete sie gleichgültig. Dann verbesserte sie sich nach einer Pause: „Nein, das neue lila und weiße Foulard."

Sie stand auf und sah nervös nach der Uhr; beinah halb Sieben. Da klopfte es an der Tür, und Johanna brachte ihr eine Karte. „Frau

Regierungsrat Lohden" stand darauf, und Elsa ließ bitten.

In dem mit grünem Brokat ausgehangenen Zimmer, mit seinen grün und weiß und silbernen Möbeln setzten sich die beiden an den Kamin. „Ich freue mich so, liebe gnädige Frau, Sie grade heute zu sehen, Sie wissen nicht, welche Wohltat Sie mir heute erweisen."

„Du kannst dir doch denken, daß ich mich besonders freue, grade jetzt in Berlin zu sein, und wie gern ich dir meine Teilnahme aussprechen möchte."

„Wissen Sie alles!"

„Nun, daß dein armer Onkel . . ."

„In einer Nervenanstalt untergebracht werden mußte . . . und daß sein Vermögen fort ist?"

„Das ist doch nicht wirklich der Fall?" fragte Frau Lohden erschrocken; „ich hatte so ein Gerücht gehört, aber . . ."

„Es ist ziemlich buchstäblich der Fall. Den Dienstboten ist zum Ersten gekündigt worden, nächsten Montag beginnen die Vorbereitungen zur Auktion. Wenn das Mobiliar und die Kunstschätze," sie wies umher auf den Böcklin, den L. v. Hofmann, den Rodin und die Hildebrandsche

Büste, „wenn alles verkauft ist, bleibt vermutlich nur genug, um seine Zukunft in der Anstalt sicher zu stellen. Von meinem Vermögen aber einige Tausend Mark — Kapital!“

„Meine arme, arme Elsa, was wird nun aus dir?“

Elsa streichelte aufmerksam das Obristsche Sofakissen. „Ich kann es Ihnen ja eigentlich sagen: heute abend werde ich mich vermutlich mit dem Generalkonsul Beiruch verloben.“

Frau Lohden sah sie ungläubig, stutzend an. „Der Herr, welcher dir damals beim Kinderheilstättenfest half?“

„Ja, derselbe.“

Es entstand eine längere Pause. Beide sahen ihn im Geiste vor sich: untersetzt, dick, kahl, mit glänzender, anscheinend immer feuchter Haut, mit kleinen, zwinkernden Augen.

„Allerdings ist der Altersunterschied wohl ziemlich beträchtlich,“ meinte zögernd Frau Lohden.

„Zweiunddreißig Jahre.“

Es entstand wieder eine Pause.

„Liebe Elsa, du hast mir ja immer erlaubt, offen mit dir zu sprechen.“

Elsa unterbrach sie mit einer bei ihr seltenen

Wärme der Empfindung. „Wenn wir uns in den letzten Jahren selten nur gesehen haben, waren Sie tatsächlich die beste Freundin, eine mütterliche Freundin im vollsten Sinne des Wortes.“

„Warum tust du es, wie kannst du es tun?“

„Weil ich muß; es bleibt mir nichts anderes übrig.“

„Elsa, das ist ja nur eine Phrase; es bleibt dir noch manch anderes übrig. Du bist begabt und gescheit und kannst dir dein Brot verdienen.“

„Womit? Glauben Sie mir, das war auch mein erster Gedanke, aber es wäre ein ganz vergeblicher Versuch. Ich beurteile mich ziemlich richtig, ich bin zweifellos ungewöhnlich ‚veranlagt‘, aber nicht nur kann ich nichts, gar nichts ordentlich, ich würde es auf keinem Gebiete zu etwas bringen — von Ruhm und Ehre ganz abgesehen — nicht einmal zum täglichen Brot. Ich kann nachempfinden, verstehen, beurteilen und anregen, das sind nicht gänzlich alltägliche Gaben, aber sie lassen sich nicht praktisch verwerten. Hätte ich mir vor einem halben Jahre nicht solche Mühe gegeben, einem jungen Mädchen, deren Eltern alles verloren hatten, eine Gesellschafterinnenstelle zu verschaffen, wäre ich darauf gekommen. Nun

aber weiß ich, wie Angebot und Nachfrage stehen; weiß, was verlangt und gewünscht wird. Erstens bekäme ich keine Stelle, zweitens hielte ich es in keiner vier Wochen lang aus."

„Du hast doch Verwandte?"

„Es ist möglich, daß die Borchardts mir eine kleine Rente aussetzen würden, aber sie haben viele und recht kostspielige Kinder; es wäre mir schrecklich, ein Gnadengeschenk von ihnen annehmen zu müssen, und ganz unmöglich, sie zu bitten. Die vortrefflichen Frankfurter Gutsmanns haben mir angeboten, mich als Tochter ins Haus zu nehmen, ich habe daran gedacht, aber immer deutlicher ist es mir klar geworden, daß ich in dieser engen, ärmlichen Welt umkommen würde."

„Sieh, ich möchte ernst mit dir sprechen: grade dein Hang zum Luxus hat mich immer verletzt; im Grunde ist es doch klein und niedrig, von Äußerlichkeiten abhängig zu sein."

„Das sagten Sie mir schon, als ich Backfisch war, damals bei Ihnen in Konstanz, während der glücklichen Ferienzeit. Ich habe auch oft über den Vorwurf nachgedacht; damals konnte ich mich nicht verteidigen, jetzt bin ich darüber klarer geworden."

„Das heißt: der äußere Glanz ist dir nun vollends zur zweiten Natur geworden. Glaube mir, es gibt glückliche und vornehm denkende Menschen, die recht bescheiden, ja ärmlich leben."

Elsa ging auf und ab. „Die meisten Menschen scheinen nicht einzusehen, was unsereins an den Reichtum fesselt. Es ist nicht das Wohlleben, andere leben auch wohl, es ist nicht die Abwesenheit von Sorge und Arbeit, Reiche haben ihren ehrlichen Anteil daran. Das Ernste und Krasse bleibt uns gewiß nicht erspart, aber das Häßliche, Kleinliche, Gemeine. Was wir anfassen, anziehen, zu uns nehmen, ist solide und echt, ist mustergültig gut. Unsere Umgebung wirkt wohltuend und anregend, unsere ganze Existenz wird dadurch veredelt. Ja, es ist vor allem die Schönheit und Harmonie jeder Stunde, jedes Vorganges des alltäglichen Lebens, fast möchte ich sagen: unseres Selbst. Ich will keine Schmeicheleien erjagen, ich weiß, daß ich nicht häßlich bin, aber in anderen Verhältnissen wäre ich doch unvorteilhaft anders. Meine Hände sind schön, wie in aller Welt sollte ich das nicht herausgefunden haben? Sie sind auch nicht müßig gewesen, sind Gott sei Dank keine schlaffen Haremshände, aber was haben ich

und andere auch auf sie geachtet! Nur auf einen Monat die in kleinbürgerlichen Familien übliche Hausarbeit, und sie wären ein Wrack. Mein Haar ist nur dank der sorgfältigen Pflege, der geübten Geschicklichkeit der Johanna so seidenweich, glänzend und locker, die anscheinend selbstverständlich kunstlose, so überaus kleidsame Umrahmung meines Gesichtes. — Man sagt mir nach, ich hätte ruhige, vornehme Bewegungen. Vom fünften Jahre an habe ich auch die besten Tanzstunden gehabt; nie im Leben habe ich naß und beschmutzt mich durch Menschen- und Droschkengewühl hindurch arbeiten müssen, um mir rücksichtslos einen letzten Pferdebahnplatz zu erkämpfen. Das gibt frühzeitige Runzeln, das gibt hastige, eckige Bewegungen, die unästhetische Sicherheit der Straße, statt der sanften, weiblichen Sicherheit der Salons . . . Aber dies äußerlich Nächstliegende macht nur ein Element und keineswegs das wichtigste aus. Reichtum gilt Außenstehenden oft als ungesunde, krankhafte Verfeinerung. In vielen Beziehungen gewährt er gerade die Möglichkeit der gesundesten, normalsten Verhältnisse. Gerade die vornehme Küche ist ungleich einfacher und bekömmlichre als die Hausmannskost mit ihren fettigen, durch Sur-

rogate verlängerten Saucen, mit ihren schwer verdaulichen, gut gemeinten sonntäglichen Mehlspeisen und Gerichten. Gerade in solchen Häusern findet man tadellos gelüftete Räume, vernünftige Schlafzimmer mit hygieinischen Betten statt mittelalterlich ungesunden Federdecken und -Kissen. Geradezu betrübend ist ja der Unterschied zwischen den Kinderstuben reicher Familien und denen auch des gebildeten Mittelstandes. Hier diese ideale Sauberkeit, die weiß gekleideten Kinderfrauen mit ihren guten, ruhigen Manieren, die vorzügliche Lüftung der Wohn- und Schlafräume — dort das eine, nie wirklich luftreine Zimmer mit den Betten, mit karrierten, schmuddligen, aber praktischen Kinderkleidchen, mit dem einen so unfähigen, lauten Mädchen . . . Trotz unseres aufreibenden Lebens halten wir uns darum auch so viel besser. Und dann reisen wir in die herrlichste Alpenluft, und auch während des Winters ist für vernünftige Bewegung gesorgt; mein tägliches Reiten, eventuelles Massieren erhält mich frisch und meine Figur elastisch und biegsam . . . Auch beim Reisen wie im Theater werden wir nie mit un- oder halbgewaschenen Menschen zusammen gepfercht; ungehindert und frei sitzen wir, ungehindert und

allein. Dann sind es vor allem die reichen Familien, in denen sich noch eine alte, dem Hause anhängliche Dienerschaft befindet. Hier werden sie rücksichtsvoll behandelt, hier kündigt man ihnen nicht, wenn man im Sommer verreist, hier nörgelt und quält sie keine in der Küche sich aufhaltende Hausfrau durch Verdächtigungen und Pfennigsparerei."

Elsa sprach rasch und fließend. Mit all diesen Erwägungen hatte sie sich diese letzte Zeit über getragen; es war ihr eine Wohltat, sich laut in ihnen zu ergehen. Jetzt bekam sie aber doch einen Schreck; sollte Frau Regierungsrat Lohden, die nicht zu den Reichen gehörte, ihr einige dieser Schilderungen verargen können? Aber ihr Gast hörte ruhig zu, wenn auch mit einem leicht ironischen Zug um den Mund, und Elsa, die sich aussprechen mußte, fuhr fort:

„Ich betone ja gar nicht einmal die außenstehende so verlockend erscheinende Möglichkeit, vielen Gutes erweisen zu können, viel Not zu lindern, viel Nützliches ins Leben zu rufen. Ich weiß aus Erfahrung, daß grade die Reichsten am öftesten ausschlagen müssen. Alle, alle Menschen bringen Anliegen, wollen Geld; mit dem besten Willen kann man nur hier und da helfen,

muß täglich, buchstäblich täglich Gesuche verweigern, und wie unendlich viel Verkennung und Verdruß zieht man sich hierdurch zu! Die Wohltätigkeit spielt begreiflicherweise eine größere Rolle im Leben der reichen Frauen als in dem der weniger bemittelten, ich bezweifle, ob sie mehr Freude daran erleben. Aber immerhin erntet man dadurch einige unvergeßlich schöne Stunden, die viele Enttäuschungen aufwiegen ... Dann aber die ästhetische Seite ... Alles, was interessant und bedeutend ist, wird einem zu teil. Die besten Nachschlagebücher, die ausgesuchtesten Zeitschriften. Man reist zur Champ-de-Mars-Ausstellung, zur Münchener Sezession, zum ‚Parsifal‘ nach Bayreuth, nach Weimar zu einer viel versprechenden Goethe-Feier, nach Bremen zum Rubinsteinschen ‚Christus‘, nach London zu den ‚Arts and Crafts‘. Es bildet sich das Urteil, immer mehr und mehr reift der individuelle, sich verfeinernde Geschmack zum selbständigen Urteil heran. Dadurch kann man nützen, dadurch erwirbt man sich eine Berechtigung zum Leben, wird man ein wertvollerer Mensch.“

„Also, liebe Elsa, wenn ich dich recht verstehe, heiratest du aus ästhetischen und ethischen

Gründen den Herrn Generalkonsul Beiruch. Du bist längst erwachsen, nimm es mir nicht übel, wenn ich darauf hindeute, daß es vielleicht weder so ganz ästhetisch noch ethisch sein dürfte, die Gattin eines Mannes seines Alters und seiner Vergangenheit zu werden."

Ein glühendes Rot bedeckte das sonst blasse Gesicht des jungen Mädchens; Frau Lohden war es schmerzlich, diese bittere, peinliche Beschämung zu sehen, aber sie wollte Elsen aufrichtig wohl und ließ nicht nach. „Bisher wurde all dies Schöne und Harmonische dir umsonst zu teil, nun mußt du es bezahlen. Durch dich selbst. Indem du dich hingibst, verkaufst du dich auch."

Elsa konnte anfangs ihre Stimme nicht beherrschen; es war ihr ordentlich anzusehen, wie sie sich selber verachtete. Endlich sagte sie leise, verzweifelnd: „Ich kann ja nicht anders."

„Du kannst, wenn du willst. Du mußt nur wählen zwischen der inneren Schönheit und Harmonie eines bescheiden, arbeitsamen, reinen Lebens und der — hierdurch — erkauften äußeren harmonischen Schönheit."

„Mir bleibt keine Wahl. Er — und nur er — bietet mir, was ich brauche. Ich habe

innerlich alles durchgekämpft, es wurde mir nicht leicht, jetzt bin ich mürbe und stumpf."

„Aber Elsa, warum muß es gerade dieser sein. Du bist sechsundzwanzig, stehst in der vollen Blüte deiner Jugend und Schönheit, warum willst du auf das verzichten, was doch, man mag sagen, was man will, das Beglückendste ist. Ich weiß, heutzutage sind junge Menschen skeptisch geworden und sprechen von der ‚sogenannten' Liebe und von ‚damaligen' Gefühlen. Aber du hast doch selber das Glück so mancher jungen Paare beobachten können, die hätten auch dem verfeinertsten Luxus zu liebe nicht getauscht, ihr Leben war schön und reich. Warte nur, arbeite schlicht und geduldig, und wäre es als Gesellschafterin und wäre es bei spießbürgerlichen Verwandten, gewiß kommt noch einer, der vielleicht keinen äußeren Glanz, aber das Glück dir zu geben vermag. Dies sind zurückgebliebene Ansichten einer alten Frau, aber sie sind trotz alledem praktisch und richtig . . . Ich verstehe euch moderne junge Wesen nicht, habt ihr gar kein Temperament, gar keine Sentimentalität, keine gesunde Sinnlichkeit, kein natürliches Gefühl?"

Elsa errötete wieder. „Vielleicht doch; da

wir feinere Nerven haben, fühlen wir vielleicht sogar noch intensiver, als die frühere Generation. Aber was bleibt uns ‚höheren Töchtern‘ übrig als Cölibat oder Ehe? Und die uns zu teil werdende Auswahl ist so erstaunlich beschränkt. Bei mir lagen die Verhältnisse doch gewiß ungewöhnlich günstig, aber selbst ich habe kaum ein Dutzend ernsthafter Anträge gehabt. Jeder Mann, sei er noch so benachteiligt, hat tatsächlich eine ganz unbegrenzte Auswahl; Prinzen und sehr vorteilhaft gestellte junge Mädchen treffen innerhalb etwa eines Dutzend Kandidaten ihre Entscheidung; das durchschnittliche, gebildete, unvermögende junge Mädchen erhält höchstens ein oder zwei authentische Anträge. In Romanen geht es ja ganz anders zu, so liegen aber in Wirklichkeit die Sachen. Meinen ersten Korb gab ich mit siebzehn Jahren einem ältlichen Hausfreund, den zweiten verabfolgte ich erst im neunzehnten Jahre (ganz junge Mädchen werden von modernen jungen Männern nicht geheiratet); es war ein höchst törichter Bankierssohn, der dazu von seinen besorgten Eltern herangepreßt worden war. Dann, im zwanzigsten Jahre, kam ein Bildhauer . . . in den ich sehr verliebt war, ja, ich kann ruhig zugeben, daß ich

ihn liebte, bis ich erfuhr, daß er um meinetwillen eine vermögenslose Braut sitzen gelassen hatte. Das deutete doch allzu sehr auf Geldерwägungen; ich mußte mich mit der Demütigung abfinden, mit dieser Demütigung, welche reichen Mädchen nicht erspart bleibt, die jetzt wenigstens fortfällt. Etwas verliebt war ich auch in einen wirklich bildschönen gelben Ulanen, aber dessen Beweggründe lagen auch sonnenklar zu Tage. Dann kamen noch mehrere mögliche Anträge, besonders in meinem vier- und fünfundzwanzigsten Jahre; bei einigen war ich ziemlich nahe daran, wäre es mir wahrscheinlich leicht geworden, mich in den Betreffenden zu verlieben; aber im letzten Augenblick konnte ich mich immer nicht entschließen . . . und refüsierte den Sprung."

„Ein etwas geschmackloser Vergleich . . . aber liebe Elsa, es werden noch manche kommen, du bist noch jung und überaus anziehend."

„Nein, liebe gnädige Frau, jetzt liegen die Dinge doch ungleich anders! Von allen diesen," sie zählte nach, „hätten nur vier ein armes Mädchen heiraten können, ob auch nur einer es gewollt hätte, möchte ich unentschieden lassen! Und von diesen vieren sind zwei inzwischen verheiratet,

der ältliche Hausfreund ist rückenmarkleidend und der Letzte wird aus guten Gründen nirgends mehr empfangen.“ Sie lachte hart, „ich habe mich wirklich innerlich gewehrt, lange Nachtwachen durchgemacht und habe mich doch heute entschließen müssen, Herrn Beiruch zu bitten, abends heran kommen zu wollen . . . Noch eben diesen Nachmittag stellte ich den letzten Versuch an. In meiner Niedergeschlagenheit verlangte ich nach einem starken, ethischen Halt und wußte nicht, wo ihn zu finden, und als ich zufällig an einer Synagoge vorüber kam, ging ich hinein . . . Können Sie es sich vorstellen? Ich in einer orthodoxen Synagoge . . . — Ein echter Glaube könnte, das empfand ich dumpf, mir den Enthusiasmus, die Begeisterung verleihen, um Armut und Sorge und Demütigung und Alltagsnot zu erdulden, nur um sich nichts zu vergeben, nur um sein Bestes unantastbar hoch zu halten. Überlegung, Geschmack und Gewohnheit, alles sagte mir, ein solches Leben würde mir unmöglich sein, würde mich umbringen. Die religiöse Ekstase hätte mich dazu vermocht, und sie blieb aus, sie blieb gänzlich aus.“

„Nein, Elsa, das ist wirklich ein Sophismus.

Verzeih mir, ich will dich nicht kränken, aber es gibt eine Menge junger Mädchen, welche, ohne irgend welchen religiösen Enthusiasmus, zu rein und zu stolz empfinden, um sich einem vollständig ungeliebten, viel älteren Mann um des Reichtums willen hinzugeben."

Elsa verschluckte die harten Worte, nur zuckte es um ihre Lippen. „Diese jungen Mädchen sind nicht durch die subtilen, aber fest geschmiedeten Ketten der Geschmacksrichtung belastet. Ich habe Ihnen wahrscheinlich gar nicht klar legen können, wie stark das Element des Schönen und Vollendeten uns beherrscht. Allerdings wird dieser Kultus unser Tyrann . . . Und dann empfinden wir Modernen anders auf anderem Gebiete. Wir grübeln über erotische Fragen, wir beobachten, wir lesen menschliche Dokumente aller Art, psychologische und physiologische Werke. Da glauben wir gewiß auch an die Möglichkeit der schönsten Liebe, sowohl der Leidenschaftsliebe wie der andauernden Gattenliebe; aber wir analysieren deren Vorbedingungen, und da kommen wir zu manch anderen Schlüssen."

Frau Lohden lächelte mitleidig: „Unverheiratete können bequem theorisieren."

„So ganz ins Blaue hinein habe ich doch nicht spintisiert. Die meisten meiner Freundinnen sind verheiratet; da habe ich manches beobachtet, weiß von manchen hyperverfeinerten jungen Mädchen, welche ganz ohne Liebe heirateten, deren Ehen im Durchschnitt genau so gut ausfielen wie Neigungsheiraten, welche doch meistens auf Ball- oder Tennis-Flirtations beruhen. Nach zehn Jahren ähnelt sich das Familienleben bei den einen und anderen Paaren in erstaunlichem Maße; da ist ein ganz analoges Verhältnis zwischen den Gatten, zwischen Eltern und Kindern. Und nach zehn Jahren ist diese letzte Frage doch in den Vordergrund getreten, nicht wahr? Der Hauptunterschied scheint mir der zu sein, daß bei den ‚Nicht-verliebt-Gewesenen‘ die bei der Verlobung beeinflussenden, guten, wenn auch unromantischen Gründe noch immer anhaltend günstig wirkten, während die Verliebtheit der anderen natürlich sich abgestumpft hatte und verschwunden war. Gewiß kenne ich jammervoll unglückliche Ehen, aber sie kommen genau so oft, mindestens ebenso oft bei den Neigungsheiraten wie bei anderen vor. Nein, wenn ich die Erotik analysiere, in ihre Bestandteile zersetze, ihre wirkliche Bedeutung im

täglichen Leben zu bestimmen versuche, so gehe ich dabei nicht von der grauen Theorie, sondern von persönlicher Beobachtung aus."

Frau Lohden fragte sich, ob wohl alle modernen jungen Damen so kompliziert empfänden, und dankte Gott, daß ihre beiden Töchter befriedigend, ohne Konflikte untergebracht seien. Noch eins versuchte sie: „Ist dir der Gedanke denn niemals gekommen, daß du ernste und schwere Pflichten übernimmst, die Aufgabe, diesen Mann, so weit du es vermagst, glücklich zu machen? Du kannst nicht empfangen wollen, ohne zu geben."

„Ja," sagte aufrichtig Elsa, „ich erkenne meine Pflichten, und er soll es nicht bereuen."

Frau Lohden trat auf sie zu und umschlang sie: „Liebes Kind, tu es nicht. Du glaubst, alles zu wissen, und weißt doch nicht, was du tust."

Elsa löste sich aus ihren Armen und küßte ihr die Hand. „Ich danke Ihnen, auch wenn Sie mich schmerzten. Aber ich kann nicht anders."

Frau Lohden wandte sich stumm nach dem Kamin und nahm Muff und Boa vom Sofa.

„Nein, nein! Sie bleiben doch zu Tisch!"

„Heute abend! Doch wohl besser nicht."

„Grade heute abend; ich wäre Ihnen be-

sonders dankbar. Als ich Herrn Beiruch schrieb, vergaß ich, daß diese Stunde jetzt, wo ich allein bin, doch etwas spät wäre. Sie schlagen es mir doch nicht ab . . . und ich muß so viel noch hören und fragen, wir sind ja noch gar nicht dazu gekommen."

Frau Lohden legte die Boa wieder hin.

„Vielen Dank, liebe gnädige Frau, es ist auch gleich so weit; da ruft mich schon Johanna zum Bad."

„Badest du nicht mehr früh morgens?"

„Natürlich. Aber wenn man draußen gewesen ist, wird man doch staubig, und überhaupt schmeckt mir nun mal das Essen nicht, möchte ich mich nicht anders zu Bett legen als mit einer ganz frischen Haut."

Unter Johannas Führung legte Frau Lohden ihre Sachen in dem Toilettenzimmer der Garderobe gleich am Eingang ab. Mit sachkundiger Bewunderung musterte sie den Zuschnitt des Hauses. Wie vollendet war alles gehalten, selbst in diesem nur für zufälligen Besuch berechneten Raum. Und wie vollendet das einfache Mittagsessen, wie vollendet die Zubereitung dieses goldbraunen, knusprig gebackenen Fisches mit der holländischen

Sauce, wie federleicht verflog fast das Apfelsinengelee auf dem Teller. Nur einige ungefüllte weiße Hyazinthen mit Frauenhaarfarn auf dem Tisch, aber wie geschmackvoll entstiegen sie den schlanken, opalschimmernden Köppingschen Gläsern. Und diese lautlose Bedienung, bei der alles so selbstverständlich glatt verlief!

Die beiden Damen sprachen von der Vergangenheit, in der Elsa Lilienthal und Anna Lohden die Pensionsferien in Konstanz verbracht hatten, sie erinnerten sich an manche humoristisch-rührende Episoden. Elsa hatte sich besonders der Mutter angeschlossen, stand ihr innerlich näher als der alltäglicheren Tochter. Aber beide hatten sich lange nicht gesehen, und als vielbeschäftigte Menschen waren sie wenig zum Schreiben gekommen.

Sie plauderten, als wäre keine ernstere Unterhaltung voran gegangen, als stände keine Lebensentscheidung bevor. Aber die Stimmung war gedrückt, und Elsa blickte öfters starr vor sich hin.

Während sie beim Kaffee im grün und weißen Zimmer saßen, wurde der Herr Generalkonsul Beiruch angemeldet .... „Sehr angenehm, in den roten Saal,“ sagte Elsa, setzte die Tasse

vorsichtig, aber doch etwas klirrend nieder, zerdrückte die Cigarette in der Valgrenschen Schale, raffte vom Büchertisch „Pan“, „Rundschau“, „Revue des deux Mondes“ und einige neue Dramen zusammen. „Nicht wahr, liebe gnädige Frau, hier suchen Sie sich indessen etwas aus?“ Dann schritt sie mit ihrem berühmt schönen Gang durch das Zimmer. An der Schwelle sah sie sich flüchtig, ausdruckslos um, ging dann weiter über das Parkett des angrenzenden Musiksaales dahin.

Herr Beiruch kam ihr im roten Zimmer entgegen, sie schüttelten einander die Hände und setzten sich. Er war aufgeregt und verlegen. Elsa bemerkte es sogleich, auch daß er glänzender und feuchter aussah, als sonst. Mit ihren subtilen Nerven litt sie nicht nur unter ihrer eigenen Lage, sondern empfand mitleidig, wie unbehaglich ihm zu Mute sein müsse. Jetzt fühlte er gewiß, daß es etwas spät sei, auf Freiers Füßen zu gehen, daß diese gefeierte junge Dame ihm schwerlich viel Neigung entgegen bringen könne, daß es doch recht eigentümlich sei, ein fremdes, anspruchsvolles Wesen nicht nur in seine Häuslichkeit, sondern in sein intimstes Dasein einzulassen, daß es seine zwei Seiten habe, sein gewohntes,

abwechslungsreiches, bequemes Leben zu ändern und zu komplizieren. (Seit fünfundzwanzig Jahren war er vergnügter Witwer gewesen.) Dann zergliederte sie seine mutmaßlichen Motive. Es lag ihm zweifelhaft daran, seiner prachtvollen Häuslichkeit die letzte Vollendung zu geben, aber wohl vor allem wünschte er in den Besitz ihrer schönen, jungen Person zu gelangen. Sie kannte seine Neigungen, seine Vergangenheit, hatte auch früher recht deutliche Blicke aufgefangen; nur damals war es ja ausgeschlossen, daß sie, die reiche Erbin des reichen Onkels, einen zweiunddreißig Jahre älteren Mann heiraten würde. Jetzt lagen die Sachen anders; was er und was sie zu bieten vermochten, war etwa gleichwertig geworden. O, sie kannte ihn gut, wußte, was ihn anzog und anziehen würde. Und während sie höflich zuhörte, wie er etwas verwirrt darauf los redete, über die allgemeine Bestürzung an der Börse, über die gar nicht vorher zu sehende, fabelhaft ungünstige Verkettung der Umstände, denen das großartige Vermögen zum Opfer wurde, über das aufrichtige, allseitige Mitleid mit dem so beliebten, verehrten, armen Freund; während sie höflich zuhörte, hätte sie sich winden mögen

vor Grauen und Entsetzen vor dem, was bevorstand.

Und dabei mußte sie gerade vermöge ihrer Feinfühligkeit, welche die Halbtöne erfaßte, ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte einige vortreffliche Eigenschaften, war im schönsten Sinne freigebig und hilfbereit. Immerhin erwies er ihr großes Vertrauen; moralisch verpflichtete sie sich, ihm Gutes zu erweisen, seinen gewiß ebenfalls mitsprechenden Wunsch nach einem gemütvollen Verkehr, nach einem das heranbrechende Alter verschönenden vertraulichen Familienumgang zu erfüllen. Wie unendlich viel leichter wäre es, sich einem Sultan zu verkaufen; da handelt es sich um das eine, deutlich begrenzte Opfer. Die Ehe gebildeter moderner Europäer, auch wo die Hauptbeweggründe durchsichtig zu Tage treten, ist unendlich kompliziert; da sind die sich auf alles Psychische und Intellektuelle erstreckenden Fäden mit dem Physischen unlöslich verschlungen.

Noch immer sprach er vom lieben, guten Freund und von der weit verbreiteten Teilnahme am unerwarteten Geschick. Aber jetzt mußte es kommen, und es kam.

„Fräulein Elsa, Sie werden die Andeutungen

meines letzten Briefes verstanden haben. Sie wissen, was ich als schönstes . . . allerschönstes Glück mir wünsche . . . Daß Sie mich heute erwarteten, läßt in mir . . . gibt mir die Hoffnung . . . Fräulein Elsa! . . ." Er streckte seine Hand ihr entgegen, eine gedunsene Hand mit sichtbar werdendem dunkel behaartem Ansatz des Armes. Elsa wurde so kreideblaß, daß er es unruhig bemerkte. „Liebes Fräulein Elsa, ich mache mir ja keine Illusionen darüber, daß Sie sich kaum in mich verlieben werden, aber ich weiß doch auch, was ein achtungswerter Mann in meiner Stellung Ihnen bietet und was ich fühle, und wenn Sie Widerwillen empfinden, so . . ."

„Ach nein," murmelte Elsa, faßte sich, lächelte schwach, stand auf und reichte ihm die Hand.

Mit lebhafter Genugtuung umfaßte er Elsa und küßte ihr stürmisch das Gesicht.

Da überkam es sie mit einemmal, und die heißen Tränen quollen hervor. Dies also war ihre unendlich oft ausgemalte, selbstverständlich als Höhepunkt des Lebens erwartete Verlobung; in diesen Armen sollte sie erfahren, was Liebe heißt! Dies die Erfüllung aller Sehnsucht, aller Hoffnung, aller Träume, alles dessen, was ihr aus

Liedern erklungen, was die Dichter im Herzen wachgerufen, was Sommernächte in ihr aufregten und Blumenduft ihr verriet.

Herr Generalkonsul Beiruch küßte sie noch immer, aber als sie schluchzte, führte er sie freundlich besorgt nach ihrem Lehnstuhl. „Natürlich bist du erregt, du armes Kind hast eine schrecklich angreifende Zeit durchlebt. Nun hört das alles ja auf, nun wird es dir gut ergehen.“

Elsa trocknete die Tränen, und sie sprachen ganz vernünftig und freundschaftlich zusammen. Dann gingen sie zu Frau Lohden hinüber, nahmen ihre Glückwünsche entgegen und bestimmten den Tag der Hochzeit.

Sechs Jahre hatte Frau Lohden die Beiruchs weder gesehen noch nähere Einzelheiten von ihnen gehört. In Berlin wie in Konstanz hatten sie sich verpaßt, und gemeinsame Bekannte waren nicht vorhanden. Dann aber schrieb ihr die nach Königsberg versetzte Tochter, welche sich auf der Durchreise in Berlin befand:

„Also . . . ich suchte die Beiruchs auf. Das Haus in der Rauchstraße ist geradezu vollkommen.

Ein Musiksaal aus hellem Marmor mit rosa Azaleen und Statuetten von Klinger und Stuck; ein Eßzimmer aus tief veilchenfarbener Seide mit Kopenhagener matt lila und weißem Porzellan. Ihr Schreibzimmer mit Täfelungen aus gemustertem hellgrauen Holz und mit prachtvollen, blauen, chinesischen Stickereien. Und so in diesem Stil weiter. Du kannst es Dir nicht schön genug vorstellen. Sie rauschte in einem Hauskleid von stahlbesticktem, matt heliotropfarbenem Seidenkrepp herein, war noch immer blaß, sah etwas angegriffen aus, aber fast noch schöner als früher, und die Figur einfach vollendet. Sie bewillkommnete Hermann und mich sehr freundlich und ließ Dich recht vielmals grüßen.

„Selbstverständlich habe ich, wo es nur anging, mich nach ihr erkundigt, aber Hermanns Bekannte verkehren in ganz anderen Kreisen. Eine Frau von Kricheldorf (Kaiser Franz-Regiment), geborene Natzmer, aus der Priegnitz, kannte Elsa von Wohltätigkeitsfesten her, fand sie ‚wahnsinnig elegant‘, die Vorstandsdamen machten ihr bei dergleichen Gelegenheiten immer unglaublich den Hof. Sie sei ganz liebenswürdig, aber fast herablassend. Ja, man erlebe Sonderbares in Berlin. — Ein

Jüngling vom Auswärtigen Amt, der alle Welt kennt, stand dabei und sagte, mit ihrem Mann scheine sie sich ganz erträglich zu stehen. Es sei ja bedauerlich, daß die beiden Kinder gestorben seien, sonst hätte sie aber doch eine ungewöhnlich günstige Existenz. Seines Wissens wäre sie bisher ganz einwandsfrei, aber, du liebe Zeit, geredet würde ja immer. Er persönlich hielte sie für viel zu klug, um sich ihre exzeptionelle Stellung zu verderben. — Dann erwähnte Hermanns Verwandter, Dr. Biese (so ein Kunstästhetiker aus der guten alten Zeit), ihren hervorragenden Einfluß auf künstlerischem und literarischem Gebiete. ‚Leider ganz modern; jetzt herrscht überhaupt eine Verwirrung der Begriffe . . . nein, liebe Frau Anna, diese letzte Sezession!‘ Und er schwamm im Lieblingsfahrwasser.

„Beim Geheimrat Ruhlmann traf ich dann noch einen allerneuesten jungen Prosadichter, der sie sehr anschwärmen soll, und der mich mit vielem Interesse nach ihrer Schulzeit befragte. Er meinte mit sentimentalem Augenaufschlag: ‚All dies fieberhafte Tun und Treiben ist ja nur ihre Scheinexistenz.‘ Das ließ aber der Geheimrat, welcher Hausarzt bei Beiruchs ist, nicht gelten:

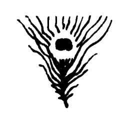
‚Dieser anregende Schein ist ihre Wirklichkeit geworden.‘

„Meinem Eindruck nach hat sie es recht gut, obwohl ich noch immer nicht verstehe, wie man den alten Generalkonsul heiraten konnte. Nun aber lebe wohl; mit herzlichem Gruß

Deine Dich liebende

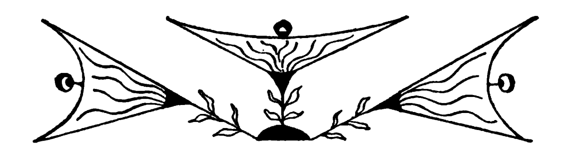
Anna.“

Frau Lohden steckte den Brief in die Tasche: „Werde ich wohl jemals erfahren, ob sie — ja oder nein — ihren Entschluß bedauert?“



Frau Paschke

Eine Skizze aus dem Berliner Leben



Vor genau sechs Wochen öffnete meine Hauswirtin heftig die Tür, kam atemlos herein, blieb stehn, sah verwirrt umher und versank dann krachend in den Lehnstuhl.

„Aber was ist Ihnen, Frau Paschke?"

„Fräulein, Fräulein" ... sie rang nach Luft ... „ich habe Sie immer gemocht, Sie waren ruhig und hielten die Zimmer proper. Darum sollen Sie es zu allererst hören ... Ich habe fünfzigtausend Mark, f ü n f z i g tausend Mark in der Lotterie gewonnen!" Sie sah erstarrt vor sich hin und sprach dann mechanisch weiter. „Seit sechzehn Jahren spiele ich Klassenlotterie und zum erstenmal ein ganzes Viertellos. Und nun habe ich diese Unsumme gewonnen."

Ich streckte ihr meine Hand entgegen. „Das freut mich unbeschreiblich . . . wirklich von ganzem Herzen!“

„Fräulein . . . ach, es ist zu schön . . . aber was mach' ich nur mit all die Masse Geld! Ich frage Sie, was mache ich nur mit das alles.“ Plötzlich, ganz unvorbereitet, schluchzte sie und vergoß Tränen.

Ich tröstete sie, klopfte ihr auf den etwas auseinandergegangenen Rücken und sprach von der wohlerworbenen Ruhe, vom harmonischen Nachmittag des Lebens und dem beglückenden Gefühl weniger Begünstigten beistehn zu können.

Urplötzlich versiegte der Kummer. „Fräulein Becker, Sie sollen bleiben, grade! Aber der Kerl, dieser Machwitz geht! Warum hat er auch Bilder von mir auf Postkarten gezeichnet, wo ich so darauf ausseh.“ Durch Gesten deutete sie unwahrscheinliche Größenverhältnisse an. „Das hat er nun davon! Gleich am ersten Tag sagte ich zu Frau Killebaum unten: ‚Wissen Sie, Frau Killebaum, da hilft alles nicht, er ist ordinär,‘ sagte ich. Darum geht er noch heute.“

„Aber beste Frau Paschke, er kann doch wohl auf vierzehntägige . . .“

„Und wenn es hundert Mark Entschädigung kostet, ich zahl's, ich kann's ja! Noch heute abend soll er ziehn.“ Darauf verfiel sie in ein Sinnen und begann darauf etwas zaghaft: „Fräulein, Sie wissen ja so gut damit Bescheid“ (ich bin Mitarbeiterin am Modencourier), „wo bestellt man sich wohl das allerschönste und allerteuerste Kleid von ganz Berlin?“

„Nun, also ... so zum Beispiel ... etwa die Petrus, oder die Pechstein, oder Bister, oder ...“

„Ach Fräulein“ (im einschmeichelndsten Ton), „heute ist ja nicht einer von Ihren ganz vollen Tagen, gehen Sie mit mir zu Pechstein ... ich meinte, f a h r e n Sie mit mir hin!“

Ich sagte zu. Es ist nicht wegzuleugnen, unwillkürlich setzte ich mir, der reichen Frau zu Ehren, meinen sonntäglichen Hut auf und nahm mir erst zweimal getragene Handschuhe aus dem Fach. Mit einer großen Geste winkte sie einen Taxameter heran, frug würdevoll: „Kutscher, fahren Sie denn auch wirklich gut?“ Als wir die Leipziger Straße querten, bemerkte sie mißbilligend, jetzt kämen wir ja in den unfashionablen Teil der Friedrichstraße, als jedoch vor dem betreffenden Haus ein Hofwagen hielt, packte sie

mich beim Arm: „Da ist eine Fürstlichkeit, da geh' ich nich 'rauf!"

„Aber sehen Sie sich erst die Tresse an, das ist ja nur eine Hofdame, vor der haben Sie doch keine Angst?"

Ihr Bürgerstolz regte sich, sie ging die Treppe hinauf in die Wohnung. Aufmerksam begutachtete sie Teppiche, Polisandermöbel und Vorhänge, konstatierte, daß die „Woche" und die „Fliegenden Blätter" hier auslägen. Der Direktrice, einer schlanken, beweglichen jungen Person, wurde dann der Wunsch nach einer „wirklich schönen Seidenrobe" ausgesprochen.

„Also große, ausgeschnittene Toilette?"

Verletzt schlug Frau Paschke die Augen nieder: „Nein! Hoch!"

In dem Augenblick rauschte Frau Pechstein mit der Hofdame und einer anderen Klientin aus den Anprobezimmern heran, begleitete die Damen zur Tür und begrüßte uns dann mit wohlwollender Güte.

Nun flüsterte aber mir, gänzlich Unvorbereiteten, Frau Paschke mit ihrem heißen, kurzen Atem ins Ohr: „Auf keinen Fall hier, hier lasse ich mir nicht Maß nehmen, kommen Sie nur

fort.“ Ehe ich mich versah, hatte sie sich zur Tür gewandt, während ihre kräftigen Finger mein Handgelenk ergriffen. Hilflos sah ich Frau Pechstein an; glücklicherweise sind wir alte Freunde, wir lächelten und dann befand ich mich auf der Treppe. Frau Paschke faßte sich sofort und versetzte kühl: „Dort sagte es mir nicht zu.“

„Aber . . .“

„Na, ich habe doch wohl das Recht da zu kaufen, wo es mir paßt? Ist denn Gerson nicht gut?“

„Gewiß, durchaus ersten Ranges.“

Also fuhren wir hin. Frau Paschke berechnete leise, daß dieser zwecklose Besuch 70 Pfennige Taxameter gekostet habe, was sie viel fand. Wiederum muß ich es gestehn, instinktiv ließ ich ihr den Vortritt und majestätisch steuerte sie durch die vom Portier weit geöffnete Glastür herein. Im zweiten Stock angekommen, erspähte ich gleich meine Gönnerin unter den Direktricen; da sie etwas schwerhörig ist, würden Frau Paschkes Beiseite-Bemerkungen weniger gefahrbringend sein.

„Also ein hohes, seidenes Gesellschaftskleid, etwas besonders Gutes.“

„Etwas gänzlich A 1,“ fuhr Frau Paschkes tiefe Stimme dazwischen.

Fräulein Lechmeier betrachtete sich meine Hauswirtin, erfaßte augenblicklich die Lage, kehrte mit einer violett und grün schillernden Seide zurück, das Meter zu siebzehn Mark fünfzig. Frau Paschke strahlte. „Ich sagte Ihnen doch, daß Gerson der Erste ist," flüsterte sie laut und vorwurfsvoll aus nächster Nähe in mein Ohr.

Ich hatte immer viel von Fräulein Lechmeier gehalten, aber ihre Art, diese Kundin zu nehmen, machte doch Eindruck auf mich. Die treffsichersten Bewunderungsworte standen ihr zu Gebote von ... „einer so stattlichen Erscheinung" ... bis zu ... „bei Ihrem ausgesucht vornehmen Geschmack" ... durchlief sie eine diskret anschwellende Skala.

Als wir darauf wieder im Taxameter saßen, meinte Frau Paschke weich: „Nun habe ich mir was zu Gute getan; nun kommen auch meine Verwandten an die Reihe."

„Ach ja," antwortete ich erfreut, „das vortreffliche alte Fräulein Mauck, sie wird dünner und dünner."

„Eben, an die hatte ich gedacht! Tante Mauck soll wöchentlich bei mir nähen — ausbessern, umarbeiten und dergleichen. Und statt

ihrer eine Mark fünfzig, gebe ich zwei Mark fünfzig und ein Glas Rotwein obendrein.“

Offen gestanden war ich enttäuscht, und mein Gesicht ist leider sehr ausdrucksfähig; so versetzte sie mit Würde: „Ich muß doch wohl am allerbesten wissen, was sich schickt!“

* * *

Das war am Dienstag: am Freitag verlobte sie sich mit Herrn Emil Ballekow, Garderobier beim Max-August-Theater. Er war etwa zwölf Jahre jünger und sechzig Pfund leichter als seine Braut. Sie schwärmte für seine „chicke, aristokratische Figur“.

Er wurde mir vorgestellt, war gnädig und gütig. „Wir sind ja sozusagen Kollegen,“ meinte er, mit weißen Zähnen lächelnd. Ich war ein wenig benommen. „Ja, wir gehören beide auf dem Umweg der Kleider zur Literatur. Ihr Modencourier bringt ja auch Belletristik, und ich stehe mitten in der dramatischen Bewegung. Meine Tätigkeit am Max-August-Theater trug ein provisorisches Gepräge, jetzt, wo mir ein so reicher Segen beschieden, hört diese Sturm- und Drangperiode auf.“ Er blickte auf seine Braut,

unter dem schwarzen, aufgezogenen Schnurrbart erglänzte es hell, sie streckte ihm ihre stets warmfeuchte Hand entgegen und ihr Oberkörper wallte. „Mein intimster Freund,“ so sprach er weiter, „ist Angestellter am Deutschen Theater; so kenne ich alle unsere Größen, Gerhart Hauptmann, Wildenbruch, Sudermann, Fulda, Wolzogen. — Alle kenne ich gut. Bei den berühmtesten Premieren war ich zugegen, beim Knallerfolg der Versunkenen Glocke, bei der Katastrophe von Florian Geyer, bei dem noch aufregenderen Reinfall von Halbes Eroberer. Ja, ich lebe im Brennpunkt der dramatischen Kunst.“

* * *

Etwa eine Woche darauf kam ich leider, leider etwas später als sonst, bald nach zehn, aus dem Frauenklub nach Haus. Vor dem sonst so stillen Gebäude in der Kanonierstraße — unten wohnt der Vogelausstopfer Killebaum, sonst nur noch eine Spitzenwäscherin, ein emeritierter Pastor und sonstige ruhige Leute — drängten sich schwarze Menschenmassen, welche zwei Schutzleute in gemessener Ferne hielten. „Was ist denn nur los?“ frug ich eine befreundete Gemüsefrau, welche an=

dachtsvoll, ein Tuch über den Kopf geschlagen, dastand.

„Herr Gott, Fräuleinchen! Nu natürlich, Sie wissen es ja noch nich! Ne, was ich nich sage!“

„Aber was ist denn geschehen,“ drängte ich auf sie ein.

„Ermordet ist sie, oder wenigstens fast!“ triumphierend ergriffen sah sie mich an.

„Aber wer?“

„Nu, Ihre Frau Paschke.“

Mittags war ich ihr in ihrem neuen blauen Federkapotthut auf der Treppe begegnet, vor drei Stunden, vor knappen drei Stunden, als ich mein Zimmer verließ, hörte ich, wie sich das Brautpaar in der „guten Stube“ abküßte, vernahm ich den Geruch des Grogs, welchen Herr Emil Ballekow abends liebte.

Meine Kniee gaben nach, ich wies mich beim Schutzmann aus und eilte, so gut es ging, die Treppe hinauf.

Oben am Flur stand die Tür weitgesperrt offen, unter dem Gashahn schrieb ein Polizeileutnant Notizen in sein Buch, Männer gingen im Hintergrund vorüber. Dann kam ein Herr aus der guten Stube, besah sich den Flur und

die Treppe. Er hatte das gewisse ärztliche Gepräge, so ging ich auf ihn zu. „Sie sind vielleicht Arzt? Ich wohne hier, wie steht es?"

„Mein Name ist Kalmus — sie ist bereits zu sich gekommen, wir transportieren sie nach der Charité. Ja, mein bestes Fräulein, über den Ausgang vermag ich mich in der Tat nicht zu äußern!" Er kehrte eilig zurück, dann erschien der erste Träger, dann die Krankenbahre mit der ausgestreckten, an Kopf und Brust verbundenen Frau Paschke; langsam, mit sorglich bemessenen Schritten, nahten sich die Männer; als sie vorbeikamen, sah Frau Paschke mich an. „Fräulein, er hat alles, alles genommen. Sie hatten ja ganz recht, warum brachte ich es nicht auf die Bank!"

Dr. Kalmus zog rasch mich am Arm zurück. „Es ist ja gut, es ist ja alles schon gut, nur dürfen wir uns jetzt nicht aufregen," beschwichtigte er seine Patientin.

„Nein, es ist eben nicht gut," schallte es schwach von der Treppe herauf.

* * *

Unsere Wohnung befand sich nun wirklich im Siedepunkt des Interesses. Die jungen Leute der Nachbarschaft, welche Weihnachten Apparate geschenkt bekommen hatten, „knipsten" von außen, Unbefugte drangen bis in die Stube. Unsere Adele, das „Mädchen für alles", durchlebte eine herrliche Zeit; man riß sich um sie, man verzog sie in jeglicher Weise. Unzählige Male vernahm ich von meiner Stube aus die bald stereotyp gewordene Beschreibung: „. . . Un ich sitze in der Küche un lese den Lokal-Anzeiger un denke weiter an nichts, un höre wie der Herr Ballekow fortgeht, und wundere mich, denn sonst wurde es immer spät. Und nach einer Stunde, um neun, geh ich rein, um den Grog wegzuräumen, denn ich mag nich, daß morgens noch allens herumsteht, und da . . . und d a (wie gut kannte ich den Tonfall) . . . da liegt sie am Boden. Und um Mund und Kopf den rotkarrierten Schal ganz fest umgebunden, und sie ist schon blau im Gesicht, denn erst hatte er sie gewürgt, sehen Sie, darum konnte sie nich schrein. Und dann erst hat er auf der ganzen Brust h e r u m gestochen, nur die schlimmsten Stiche waren an die vielen Stangen vom neuen Korsett geprallt. Und weil

10*

sie ohnmächtig war, glaubte er, sie sei gänzlich tot und nahm ganz gemütlich alles fort. Und wahrscheinlich ist er mit einem Nachtzug über die Grenze gereist, un die Polizei glaubt gar nich mehr, daß sie ihn kriegt."

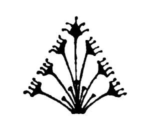
* * *

Gestern wurde sie aus dem Krankenhause entlassen. Ihr reich mit Blumen geschmücktes Zimmer wurde von Besuchern nicht leer, unaufhörlich brachte Adele frischen Kaffee herein. Mehrere Zeitungsschreiber ließen sich melden, zwei erbaten sich Frau Paschkes Photographie für ihr Blatt.

Sie war so in Anspruch genommen, daß ich ihr meine Blumen nur mit einem Handdruck überreichte, aber heute suchte sie mich auf. Als ich ihr meine aufrichtige Teilnahme in all diesen herben Enttäuschungen und Schicksalsschlägen aussprach, mich auch etwas hart über Herrn Emil Ballekow äußerte, sagte sie nach einer kurzen Überlegung:

„Das ist ja alles recht schön und gut, und er war ja ein Lump. Um die vierundvierzigtausend Mark — so viel waren noch übrig —

werde ich mich zeitlebens ärgern. Aber früher habe ich mich auch ganz bequem durchschlagen können, und, sehen Sie, Fräulein, seit der Mordgeschichte ist meine Stellung in der Straße, ja in Berlin, eine gänzlich andere, und das verdanke ich doch ihm.“



Die Liebesheirat

Eine Erzählung



Sorgfältig löste er das Band und blätterte in den Briefen. Ja, sie waren der Reihe nach geordnet; nun wollte er sie wirklich lesen, jetzt hatte er Ruhe und Zeit. Aber erst faltete er noch das von geliebter Frauenhand geschlungene Band, sah noch zum Eisenbahnfenster hinaus, ehe er zögernd das erste Blatt ergriff.

Eine wenig ausgeprägte, aber kräftige Schrift.

Berlin,
den 6. September 1875.

Lieber Hans August!

Von Dir hatte ich etwas anderes erwartet, nicht diese flauen, wohlgemeinten Ermahnungen. Stelle Dir doch vor, was es heißt, ein schönes

achtzehnjährigees Mädchen so von ganzem Herzen zu lieben und zu achten! Meine Gefühle für Selma umfassen alles Hohe und Edle und Ewige. Ich bin doch schon sechsundzwanzig, habe mich doch schon in manches hübsche Gesicht, in manche verführerische Erscheinung vergafft, aber dieses ist anders. Gleich vom ersten Augenblick, als ich ihr im Wald begegnete und nicht ahnte, daß sie die dritte Liebhaberin des Stralsunder Theaters sei. Sie war gerade bei ihren Eltern in Bärburg zu Besuch. Auch nichts von Gaslampen ist an ihr, sie ist so frisch, bescheiden, anmutig — das deutsche Lied! Dagegen erscheinen mir alle früheren erotischen Anwandlungen nur wüster Rausch und alberne Spielerei.

Und ich lasse nicht von ihr! Nicht nur weil es ein Verbrechen wäre, ihre Jugend zu umwölken, ihren Ruf zu schädigen, nein, noch mehr um meinetwillen. Ahnend und dankbar fühle ich im innersten Herzen, und die Stimme kann nicht trügen, daß dieses mein vorherbestimmtes, mein ersehntes Glück.

Dies ist die Wirklichkeit, alle Besorgnisse und Bedenken sind Schein.

Natürlich nehme ich sofort den Abschied, natür-

lich werde ich mich den Berliner und uckermärkischen Kreisen nicht aufdrängen. Aber in Bärburg habe ich bereits einen bescheidenen Wirkungskreis in Aussicht, und dann genüge ich mich gern am Besitz einer geliebten jungen Frau, eines zulänglichen Auskommens, einer ehrlichen Arbeit.

Und ihr werdet doch nicht mit mir brechen! Geschwisterliebe ist doch stärker als Standesvoreingenommenheit und Rücksicht auf Gerede. Und, mein alter Hans August, wir haben doch immer redlich zueinander gehalten, uns kann doch nichts trennen!

Freundlich und herzlich

Dein

Ferdinand.

Dann der zweite Brief.

Bärburg,
den 12. September 1875.

Lieber Hans August!

Ich kann und darf und will nicht auf Selma verzichten. Ich habe das Recht, ein schönes, gutes, anständiges Mädchen zu heiraten; ihr habt nicht die Macht, es zu verhindern, ihr habt auch

nicht das Recht, mich darum lieblos aus eurer Mitte zu stoßen.

Es wird mir schwer genug, Dir, mit dem mein ganzes Dasein so verwoben ist, schroff entgegenzutreten. Es ist aber auch, weiß Gott, hart, in einer solchen Lebensfrage kein gütiges, feinfühliges Verständnis bei Dir und Helene zu finden.

Ich werde an euch irre! Wenn ich alle Heiratspläne aufgäbe und die Gemeinheit beginge und die vertrauende, unschuldige Selma, ohne die ich nicht leben kann, zu meiner Geliebten machte, so fiele euch ein Stein vom Herzen, so sänget ihr Musterleute ein dankerfülltes Tedeum.

Stellt euch doch auf einen menschlicheren, edleren Standpunkt! Seht, ihr kämpft um Spinnengewebe, und ich kämpfe um ein unbegreifliches Glück, um eine reine Liebe, die stärker wie der Tod.

Dein

Ferdinand.

Dann folgte ein vom Lesenden selbst geschriebener Brief, der anfänglich sorgfältig begonnen, nachher geändert, flüchtig vollendet und als Entwurf zurückgelegt worden war.

Neuendorf,
den 14. September 1875.

Lieber Ferdinand!

Du beklagst Dich über unser mangelndes Verständnis für Deine Lage. Hast Du Dich denn in unsre versetzt?

Ist Deine Verliebtheit so stark, daß sie alle Bedenken an die unzweifelhaften Wünsche unsrer toten Eltern tilgt, ist sie so stark, daß sie unser schönes, brüderliches Verhältnis, unser glückliches Leben im alten Familienbesitz erschüttert, so liegt die Herzlosigkeit doch vielleicht bei Dir.

Denn es handelt sich nicht, wie Du annimmst, um Deine höchsten Ideale, sondern um eine Verliebtheit. Hätte das Fieber Dich nicht gepackt, würdest Du dies einsehen. Ebenso wie Selma Baumann nicht Deine erste Liebe ist, würde sie auch Deine letzte nicht sein. Hast Du denn wirklich Deine Gefühle für Ulrike Arnim und Asta Büdenhaus vergessen? In beiden Fällen machte es sich nicht, und Du hast ehrlich darunter gelitten, und was Du für jene empfandest, war kein „wüster Rausch“, keine „alberne Spielerei“. Und es gibt in unsern Kreisen so manches gute,

hübsche, anständige junge Mädchen, das Du von ganzem Herzen so lieben würdest, wie Du heute liebst. Wir raten ja gewiß zu keiner Vernunftheirat, wir raten Dir ja nur zu warten, bis Du eine triffst, die zu allen Vorzügen Deiner jetzigen Braut noch diejenigen mitbringt, welche man auf die Dauer schwerlich entbehrt. Wer wie ich auf eine sechsjährige, überaus glückliche Ehe zurückblickt, weiß, was besteht und was verrauscht. Und glaube mir, die instinktive Gleichheit der Ansichten, der Gewohnheiten, der fast allmächtigen Kinderstubentraditionen spielen im Alltagsglück eine größere Rolle als Du meinst.

Zwischen uns beiden, die wir uns doch so nahe waren und bleiben sollten, wird eine sich weiternde Kluft entstehen. Wenn Du nicht fiebertest, würdest Du Dich hierüber nicht täuschen. Ich lege kein übertriebenes Gewicht auf Geburt und Stand, aber hier handelt es sich um ein in der Tat scheidendes Element. Du verzichtest auf Deinen selbstgewählten Beruf, auf Deinen normalen, Dir sympathischen geselligen Verkehr, gerätst in eine unwahre, unbefriedigende Stellung hinein. Wir wollen Dich nach Kräften stützen, wollen gern nur Gutes von Deiner Selma glauben,

ja wir wollen, wenn Du Dein Vorhaben ausführst, sie empfangen. Aber ich hege keine vergeblichen Hoffnungen. Wir werden uns allmählich entfremden, und das schmerzt mich in der Seele.

Höhnisch berührst Du eine Möglichkeit. Nein, ich würde gewiß nicht über eine so häßliche, vermeidliche Katastrophe jubilieren. Ich würde dieselbe als ein Unglück betrachten, als das weittragendste, allergrößte Unglück betrachte ich jedoch Deine geplante Heirat.

Dein treu besorgter

Hans August.

Darauf die Antwort.

Bärburg,
den 15. September 1875.

Dann lieber noch offene Trennung. Ich bin einfältig genug, um mein alles auf kein vernünftiges „Alltagsglück", sondern auf das Höchste und Schönste zu setzen. Vielleicht wirst Du mich noch einmal verstehen, vielleicht noch einmal beneiden.

Dir und Helene danke ich für alles Gute, das ihr mir erwiesen habt. Lebt wohl.

Euer

Ferdinand.

Bärburg,
den 2. Februar 1880.

Lieber Hans August!

In Deinem letzten Brief vor vier Jahren, kurz vor meiner Hochzeit, schriebst Du: „Vergiß nicht, wenn Du je in Not gerätst, daß ich trotz allem Dein Bruder bin und verbleibe.“ So komm' ich zu Dir. Ich habe alles verloren. Du weißt, wie der alte Gantzen geachtet wurde, wie die Fabrik gedieh, wie froh ich war, mich mit meinem kleinen Vermögen und meiner unerfahrenen Arbeitskraft daran beteiligen zu können. Vor sechs Monaten starb er, sein Sohn war in einem fort in Berlin, trieb sich in schlechter Gesellschaft herum, hat auf den Rennplätzen und beim Hasard das Kapital der Firma verspielt. Er ist flüchtig und wird steckbrieflich verfolgt. Der Konkurs ist erklärt, vielleicht rette ich einige Trümmer, vielleicht auch nicht. Bis ich einen neuen Erwerb finde, erhält uns mein Schwiegervater. Seine Bäckerei ist die größte der Stadt, aber Du verstehst, daß ich da doch lieber Dich beim Wort nehme.

Ich weiß ja ganz genau, daß Du mit Deinen sieben Kindern nichts weniger als reich bist, habe die Verpflichtungen und Obliegenheiten eines Großgrundbesitzers gewiß nicht vergessen und komme trotzdem. Ich habe einen Schreiberposten am hiesigen Magistrat erlangt. Natürlich wäre es besser gewesen, hätte ich gleich an einem andern Ort, fern von Selmas Beziehungen, neu anfangen können; aber ein Offizier a. D. kommt so leicht nirgends an. Die Stellung in der Fabrik war ein Glücksfall, selbst diesen Schreiberposten mußte ich als solchen betrachten und nahm ihn dankbarst an. Für Selma und mich würde es ebenfalls reichen, aber ich habe bereits ein Mädchen und zwei Knaben, denen muß ich eine anständige Erziehung geben, ihnen eine Zukunft sichern. Ins Proletariat kann ich mein eigenes Fleisch und Blut nicht herabsinken lassen.

So bitte ich Dich, steh mir bei.

Dein

Ferdinand.

Dann der hastig geschriebene letzte Brief.

Bärburg,
20. Februar 1880.

Lieber Hans August!

Ich danke Dir von ganzem Herzen. Jetzt bin ich wieder Mensch. Du weißt nicht, wie alpdrückend diese letzten Wochen verliefen. Der etwas fassungslose Jammer meiner Frau, die Abhängigkeit von meinem Schwiegervater, obgleich er es gewiß ganz gut meinte.

Gern gehe ich auf Deine Bedingungen ein, lege gern das Adelsprädikat nieder. Ich hatte es vor meiner Heirat beabsichtigt, aber Selma, man muß es ihr nicht verargen, machte der vornehme Klang eine romantische Schulmädchenfreude, und der Gedanke, hierauf zu verzichten, wurde ihr so schwer, daß ich leider nicht darauf bestand. Es war verkehrt. Als einfache Frau Rohden wäre ihre Stellung richtiger gewesen. Es läßt sich nachholen. Meine Kinder sollen in gesunden, schlicht bürgerlichen Verhältnissen aufwachsen, sollen zum anspruchslos gebildeten, arbeitenden Kern des Volkes gehören.

Lebe recht wohl. Es schmerzt mich tief, daß

ich Dir meine Dankbarkeit nie werde beweisen können. Und viel Worte haben wir beide nie gemacht. Auch so wirst Du mir glauben.

Dein

Ferdinand.

Graf Hans August Rohden=Neuendorf faltete die Briefe zusammen, verschloß sie in seine Reisetasche und lehnte sich sorgenvoll in die Polster zurück. Über zwanzig Jahre hatte die Trennung gedauert, hatten diese spärlichen Blätter das einzige Lebenszeichen gebildet. Und der letzte Brief war vor sechzehn Jahren geschrieben. Hätte er nur damals Helenens flehentlichen Rat befolgt, dem Bruder nicht nur die erbetene Unterstützung, sondern auch die unerbetene Hand gereicht. Aber das schien ihm damals unmöglich, inkonsequent! . . .

. . . „Es ist spät, aber nicht zu spät. Und wäre es auch nur mir zuliebe. Versöhne dich mit ihm! Du versprichst es mir, ach tausend Dank!" So hatte Helene auf ihrem Totenbett gesprochen, vor zwei Monaten; er hatte es keinen Tag vergessen, wartete jedoch auf Ruhe. Das erste qualvolle Treiben mußte vorüber sein, der

erste dumpfste Schmerz überwunden, ehe er sich gefaßt genug fühlte.

Nervös sah er nach der Uhr, bald mußte er in Bärburg sein. Er hätte sich lieber anmelden müssen, wie selten gelingt eine Überraschung; aber ein Telegramm wäre zu unvermittelt gewesen und ein Brief so überaus schwer. Der Zug hielt, er winkte den Hausknecht des ersten Gasthofs heran und folgte ihm über den Platz. Sonderbar, sich in Ferdinands Heimatsort zu befinden. Und gerade diese Stadt. Wäre das zweite Garderegiment im August 1875 nicht hier einquartiert gewesen, wäre diese junge, angehende Schauspielerin nicht eben bei ihren Eltern zum Besuch gewesen, hätte im Winter vorher die in ihren Vetter verliebte Ulrike Arnim ihm keinen Korb gegeben, alles wäre anders gekommen. Jeden Augenblick könnte er ihm jetzt begegnen; dieser würdige Philister könnte sein Freund sein, dieses junge Mädchen seine Tochter.

Im Gasthof angekommen, schrieb er auf seine Karte: „Ich bitte Dich inständigst, alles Vergangene zu vergessen und mich hier im ‚Schwarzen Adler‘ aufzusuchen.“ Er steckte die Zeilen in einen Umschlag, schickte einen Boten damit fort

und trat unruhig wartend ans Fenster. Über zwanzig Jahre hatten sie sich nicht gesehen und was waren sie früher einander gewesen! Als wilde Knaben hatten sie sich in einem fort gepufft und geschlagen und entzweit. Dann bei der ersten Trennung, als er nach Schulpforte kam und Ferdinand nach der Kadettenanstalt in Oranienstein, waren sie gewahr geworden, wie zärtlich sie sich liebten, wie nah sie sich standen. Es kam ihnen beiden überraschend, dieser heftige Schmerz beim Abschied, das anhaltende Vermissen, die übertriebene Wiedersehensfreude. Als dann in der schwierigen Sturm- und Drangzeit ihre Mutter starb, dieses herzliche Vertrauen, diese ähnlichen Hoffnungen und ähnlichen Ziele. Er, der Majoratsherr, hatte sehr früh eine Nachbarstochter, seine Jugendliebe, geheiratet; wie fröhlich, wie harmlos hatte Ferdinand sich am jungen Familienglück beteiligt, fast jeden Urlaub im geliebten alten Neuendorf verbracht. Seitdem hatte es dort gewiß auch schöne Tage gegeben, aber so sorglos vergnügt war es nie wieder gewesen.

Unruhig stand er am Fenster und sah über den Platz. Er würde ihn doch erkennen? Mehrmals zuckte er zusammen, aber nein, das war

er nicht. Da auf einmal klopfte es, die Tür öffnete sich, da stand ein ergrauter Mann im braunen Rock (er hatte ihn kommen sehen und nicht erkannt). Die Tür schloß sich, sie waren allein. „Ferdinand.“ — „Mein guter Hans August!“ Sie umarmten sich und drückten sich immer wieder die zitternden Hände, versuchten zu sprechen und konnten nicht. „Du treue Seele.“ — „Mein alter Junge.“ Über die verwitterten Gesichter rollten Tränen der Freude und der tiefen Reue.

Lange saßen sie zusammen, ließen Lichter anstecken und Abendbrot bringen und sprachen und sprachen.

Hans August berichtete über das schöne Ende seiner Frau, über ihren Sterbenswunsch, der nun endlich das Eis zwischen ihnen gebrochen hatte. Eingehend besprachen sie die Tote, es war dem Witwer eine Erleichterung, Ferdinand hatte sie ja gekannt, würde ahnen können, wie harmonisch ihr Charakter sich entwickelt hatte, wie segensreich ihr Leben verlaufen. Etwas beschämt tauschten sie dann die übrigen Familienereignisse aus, sie hatten sich ja nicht einmal Geburt oder Tod ihrer Kinder gemeldet. Dann erzählte Ferdinand über

seine Verhältnisse, über sein Leben, kehrte aber immer wieder auf die Uckermark und auf Neuendorf zurück.

„Also die Tannecke bei Uhlenhorst ist bereits überständig und die Rännerheide wird aufgeforstet. Und du baust Rüben ... ja, ja, ich glaub's schon, mit Getreide allein läßt es sich nicht herausschlagen ... Und Burkhard Fink ist bereits Generalkonsul, wer hätte das gedacht. Und Ulrike Arnim Kommandeuse in W. und so beliebt und die Mutter von so netten Töchtern. Die eine Hofdame bei der Erbprinzeß. Ach was! ... Und die Lotte Biesenow Oberin des Johanniterkrankenhauses und der leichtsinnige Hans Biesenow ein vortrefflicher Landrat und sein Sohn in meinem geliebten zweiten Garderegiment. Ja, ja.“ Er taute auf, unter den etwas verhutzelten Schreiberzügen schimmerte sogar manchmal das franke, frische Leutnantsgesicht hindurch. Die alten Worte, die alten Ausdrücke kamen wieder, zuerst war es doch ein etwas fremder Mensch, eine etwas andre Sprache gewesen.

Um zehn Uhr erhob sich Ferdinand zum Gehen ... „Also morgen um elf holt dich die Adelheid ab, um dir unsre Kirchen zu zeigen.“

„Sehr gern, sehr freundlich. Aber du hast mir fast gar nichts von ihr erzählt.“

Der Vater lächelte befriedigt. „Sie wird dir schon gefallen, sie ist recht hübsch, so hübsch, wie ihre Mutter damals war. Sie ist gewandt, zieht sich gut an und wird sehr gefeiert.“

„Dann heiratet sie gewiß bald.“

„Ach ja,“ er seufzte. „Sie war schon öfters mehr oder minder verlobt, das letzte Mal mit dem Sohn eines sehr reichen Mühlenbesitzers. Sie hat vornehme Instinkte und Ansprüche, so hätte es vorzüglich gepaßt. Leider hörte er auf gehässige Klatschereien und hat sich in wenig schöner Weise zurückgezogen. Ja, junge Mädchen sind natürlich immer eine Sorge. Du hast wohl auch oft ähnliches erlebt.“ (Unwillkürlich reckte sich Hans August; . . . seine Töchter!) „O, die Adelheid ist nicht übel. Ich bin sehr neugierig, wie Bruno dir gefallen wird.“

„Ja,“ entgegnete Hans August. „So eine ausgesprochene Begabung ist doch schön. Er wird dir gewiß noch recht viel Freude machen und dir alle Entbehrungen vergelten.“ Denn mit Bewunderung hatte er vernommen, wie treulich

Ferdinand für seinen zum Studium bestimmten Sohn zurückgelegt hatte.

„Also, auf morgen,“ sagte Ferdinand, „wie gesagt, kann ich mich am Vormittag nicht losreißen, bin nachher aber gänzlich frei. Ach, Hans August, eine unerwartete, unverhoffte Freude ist mir heute wie vom Himmel gefallen.“ Ein ausdrucksvoller Händedruck an der Haustür und Hans August kehrte allein auf sein Zimmer zurück.

Auch ihm waren diese Stunden eine dankbarst empfundene Wohltat gewesen. Wie würde aber der morgende Tag verlaufen. So oft Ferdinand seine Familie und die Bärburger Verhältnisse erwähnt hatte, kam die fremde Welt, die fremde Aussprache zum Vorschein. Ihm war doch etwas beklommen zu Mute.

— — — — — — — — — — — —

Um elf ging er die Treppe hinunter. „Ich erwarte meinen Onkel, den Herrn Grafen von Rohden,“ flötete eine geschraubt helle Stimme. Im Eingang stand eine rosa gekleidete junge Dame; als der Kellner auf ihn wies, flog sie ihm entgegen. „Mein lieber Onkel,“ und sie küßte ihn zärtlich. Die Umarmungen einer hübschen kleinen Nichte mißfallen nie, und sie war

zweifellos hübsch. Aber ... hm ... die Stimme ... und dieses für die Gelegenheit viel zu geputzte, am Hals leicht geöffnete Kleid ... und dieser unmögliche Hut, mit den sechs billigen Federn. Nun, das sind ja nur Äußerlichkeiten. Sie plauderte niedlich drauf los, wenn auch im Stil des vor-hauptmannschen Lustspiels. „Wie gütig, daß du dich hier umsehen möchtest! Allerdings ist einem so verwöhnten Herrn wenig zu bieten. Hier haben wir kein Unter den Linden, keine wogende Menge, kein Panoptikum, kein Café Bauer."

Er erklärte ihr, daß da die Neuendorfer Kirche, eine frühere Klosterstiftung, umgebaut würde, er sich mit der altmärkischen Ziegelarchitektur beschäftige. Der Baumeister hätte ihm besonders geraten, sich die Bärburger Kirchen, vor allem die gelungene Restauration des Domes, zu besehen.

„Das ist ja ein sehr interessanter Anlaß, bei dieser Gelegenheit werde ich mir unsre alten Kirchen ebenfalls zu Gemüte führen."

Aber wie sie vor dem hohen, mit bunten Ziegeln geschmückten Portal der Katharinenkirche standen, wurde ihre Aufmerksamkeit bald abgelenkt.

Lächelnd winkte sie einen mit kaltem Gruß vorbeigehenden Herrn heran.

„Ach, Herr Daus, ich möchte Ihnen meinen Onkel, den Herrn Grafen von Rohden, gern vorstellen.“

Erstaunt musterte Rohden den semitischen, stutzerhaften, fetten jungen Mann. Eine Pause entstand, beide murmelten einige Worte, und Adelheid strahlte. Als der Fremde weiter ging, wisperte sie kichernd: „Ist das ein Triumph! Der Siegbert Daus war mit mir verlobt, aber ich erschien ihm nicht fein genug, und jetzt konnte ich ihm meinen echten, gräflichen Onkel präsentieren.“

Rohden vertiefte sich in die alten bronzenen Taufbecken, in die krassen, bunten Passionsschnitzereien. Schlimm war der Moment, als ihm vor einem streng stilisierten Grabstein der Ausruf entschlüpfte: „Ach, natürlich, Molenhoff ist ja hier ganz in der Nähe.“

„Was, du kennst die Schwerin-Molenhoffs,“ fragte sie gespannt. „Für mein Leben gern möchte ich dort verkehren. Es gibt drei junge Damen in meinem Alter und vier erwachsene, unverheiratete Brüder, alles Offiziere! Ach, könntest du mich nicht einführen? Papa zieht sich ja von

allem zurück und Mama ... na, Mama würde sich schwerlich eignen ... aber ich passe doch recht gut hin." Und harmlos wohlgefällig betrachtete sie sich im Glas einiger eingerahmten Totenkränze und Sterbekissen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.

„Liebes Kind, das müßte ich mir noch überlegen," antwortete er kühl. „Ihr gehört zu ganz verschiedenen Kreisen, und das erschwert doch einen hübschen geselligen Verkehr."

„Wir gehören aber eben nicht zu diesen unausstehlichen, mir verhaßten Bärburger Kreisen!" (Pause.) „Bruno wird noch mit dir über unsre Wiederaufnahme des Adels sprechen." (Pause.)

Rohden sah nach der Uhr. „Ich fürchte, wir kommen nicht mehr nach dem Dom. Ihr eßt ja wohl um halb eins zu Mittag?"

„Ja," kicherte sie wieder ganz vergnügt; sie wollte den Onkel auf jeden Fall entzücken. „Leider eine schrecklich altfränkische Stunde, du Ärmster mußt deine Ansprüche recht herunterschrauben. Aber es ist auch besser, wenn Bruno dich hinführt. Der kennt den ganzen Plunder vom Kapitelsaal und den Chorherren und den Stiftswappen und allem. Er schwärmt für so was; (bewundernd)

er ist furchtbar feudal." Jetzt wies sie nach einem Eckhaus. „Da, Onkel, über der Destillation, jene Fenster mit den blauen Rollvorhängen und dem Spion, das ist unsre heimatliche Hütte. Sehr großartig, nicht wahr!"

Sie betraten den muffig riechenden Hausflur, die abgenutzte Stiege. Oben stand Ferdinand mit ausgestreckten Händen. „Lieber alter Junge, ist das eine Freude." Herzlich klopfte er ihm die Schultern, weidete sich an den ruhigen, festen Zügen des älteren Bruders. Auf der Schwelle wartete eine schüchterne, starke Frau. „Dies ist Selma, sie ist mir stets eine gute, treue Gattin gewesen." Hans August küßte ihr die verarbeitete Hand; sie dankte ihm verlegen für sein Kommen.

„Ich werde mich selber vorstellen," ertönte dann eine ungewiß tief klingende Stimme. Mit angenommener Sicherheit trat mit langen Schritten ein befrackter Jüngling hervor. „Ich bin Bruno, verehrter Onkel, und stolz darauf, deine Bekanntschaft zu machen." Er hatte einen aufgeweckten, etwas zerfahrenen Ausdruck, eine unreine Hautfarbe, einen gutgeformten Schädel, aber ein schwaches Kinn.

Man betrat das Wohnzimmer, in welchem

der gedeckte Tisch sich befand. Während Frau Selma einige Bemerkungen über Wetter und Reise hervorbrachte, schwatzten die Geschwister im Hintergrund so hörbar, daß Hans August einige abgebrochene Sätze vernahm . . . Mamas Hand! Faktisch! Wie furchtbar komisch! . . . Im Frack? . . . Natürlich, immer nobel. Er soll sehen, daß wir auch . . . Ach ja, aber nicht so vornehm, wie ich mir ihn dachte. Gar nicht stolz, eigentlich ganz simpel . . . etwas enttäuschend . . .

Hans August konnte ein Lächeln kaum unterdrücken. „Ein freundliches Zimmer," sagte er und blickte umher. Hausbacken bürgerliche Möbel, dazwischen Ferdinands wohlbekannter geschnitzter Gewehrschrank, sein Kamphausenscher Großer Kurfürst, das Gruppenbild aus der Kriegsschule, die zusammen eingerahmten Photographien der 1870 gefallenen Regimentskameraden. Dann zwecklos an die Wand gespießte, billige japanische Fächer und nachgemachte Rosen um bunt bronzierte Palmenwedel.

Frau Selma wies wohlgefällig auf dieselben. „Das ist ja der neue Stil. Adelheid liebt so was und hat fabelhaft viel Geschmack."

Das Mädchen für alles brachte die Suppe

herein, und man setzte sich zu Tisch. Als Hans August darauf bestand, daß der Hausfrau zuerst gereicht würde, stießen Adelheid und Bruno sich an. Diese zwei führten das Gespräch, fragten den Onkel aus und gaben ihre Ansichten zum besten. Indirekt versuchte Hans August Einblicke in das Familienleben zu gewinnen. Ferdinand machte einen schweigsamen Eindruck, dagegen plauderte Selma anscheinend gern, was aber von ihren Kindern nicht gebilligt wurde, denn in wenig hübscher Weise fielen diese ihr ins Wort. Sie hatte ein braves, etwas aufgequollenes Gesicht, von der einstigen Schönheit war nichts, gar nichts, allerdings auch ebensowenig von der so verschwindend kurzen Theaterzeit geblieben. Als Ferdinand vorhin sie gelobt hatte, blickte sie so überrascht und gerührt zu ihm empor, als wäre ihr eine solche persönliche Äußerung ganz ungewohnt fremd. Also das war die Selma. Für sie hatte der Bruder alles geopfert, von ihrem Besitz kein bloßes Alltagsglück, sondern die höchsten und schönsten Sterne erhofft. Unwillkürlich dachte Hans August an die einstige Ada Büdenhaus, Ferdinands allererste Liebe. Auch sie war eine alltägliche Hausmutter geworden, hatte allen Reiz,

alles Leidenschaftserregende verloren; aber ihr blieb das fraglos sichere, gemütliche Verständnis, die ruhige Beherrschung der ihr naturgemäß zukommenden Stellung. Diese Eheleute hier schienen gemächlich, jeder für sich, dahin zu existieren, in Adelheid und Bruno schien sich alles Leben und Interesse der Familie zu verdichten. Gründlichst mißfiel ihr Benehmen dem Onkel. Es war häßlich und herzlos, die eigene Mutter, und wäre sie auch nur halb gebildet, geringschätzend zu behandeln, und daß diese drittklassigen jungen Menschen den trotz seines abgetragenen Rockes und gedrückten Auftretens so unausrottbar vornehmen Vater achselzuckend beiseite ließen, war stark. Vielleicht war es Ferdinands Schuld. Vielleicht hatte er sich weniger um die Kinder bekümmert, da sie ja doch in ihm ungewohnten Verhältnissen aufwuchsen und er darum den eigenen Maßstab nicht anwenden mochte. Jetzt schien er sie etwas sachlich, mit bewundernder Überraschung zu betrachten. Während Hans August auf Adelheids Wunsch vom letzten Kaisermanöver und von seiner Begegnung mit dem hohen Herrn erzählte und darauf von den Bärburger Kaisertagen zu hören bekam, überlegte er sich, welche weitere Anknüpfung ausführbar

sei. Ja, wäre Helene noch am Leben; ihrem sanften, sichern Takt wäre es gelungen, aber jetzt war es unmöglich. Seine beiden noch nicht zwanzigjährigen Töchter führten ihm das Haus, sein ältester Sohn mit seiner jungen Frau bewohnten den einen Flügel. Es waren gute Kinder, es herrschte ein durchaus herzliches Vernehmen. Ihm zuliebe würden sie auch diese Verwandten freundlich begrüßen, aber er konnte es ihnen nicht zumuten. Dort konnte er sich Frau Selma nicht recht vorstellen, dort wollte er sich Adelheid und Bruno nicht hindenken.

Das etwas drückende Mahl war vorüber, es hatte anscheinend viel Sorge verursacht, viel Umstände bereitet. „Selma, der Hans August trinkt immer Kaffee nach Tisch.“ Ein erschrockener Blick der Hausfrau: „jetzt schon?“ aber sie verschwand mit geräuschvollem Schlüsselbund. Nach einiger Zeit erschien sie mit weitausladender Familienkaffeekanne, schloß die großen Tassen mit goldenen Lettern aus dem Glasschrank und stellte sie zugleich mit dem gehäuften Kuchenkorb auf den Tisch. „Ach, Selma, nur eine kleine Tasse, mit ganz starkem, schwarzem Kaffee!“ „Bitte, bitte,“ beschönigte Hans August, „gerade so ist es recht.“

Draußen klingelte es, herein trat ein ältliches Paar.

„Na, Kinder, der Blumner erzählte, ihr hättet eine feine Apfeltorte mit Schlagsahne bei ihm bestellt, und da wollten wir nachsehen, was bei euch los wäre.“ „Meine Schwiegereltern, mein Bruder;“ gefaßt stellte Ferdinand vor. Das Paar machte tiefe Verbeugungen und Knickse, betrachtete aber den Fremden mit etwas feindlichem Interesse. „Das ist ja 'ne große Ehre, der Herr Graf selbst, Herr je! Nu hört sich auch alles auf.“ „Es war mir solche Freude, meinen Bruder so wohl aussehend zu finden.“ „Na, so stramm, wie Sie, hält er sich nicht, hat es ja wohl auch nicht so leicht im Leben gehabt,“ meinte der einstige Bäckermeister. „Die Freude haben Sie sich lang genug aufbewahrt,“ zischelte die Alte. Ferdinand Rohden erhob sich. „Mein Bruder wünscht den Dom zu sehen, ihr werdet wohl entschuldigen, wenn wir aufbrechen.“ „O, bitte,“ lautete die spitze Entgegnung. „Wir haben ja gar kein Anrecht, berücksichtige uns ja nich.“ Bruno trat vor. „Ich habe mit meinem Onkel unter vier Augen zu verhandeln und werde mit ihm vorangehn, der Papa trifft uns dann

später." Die beiden machten sich auf den Weg, aber Bruno rückte nicht mit der Sprache heraus. Wie vorhin seine Schwester, schien auch er mit jedem halbwegs anständig gekleideten Menschen auf dem Grußfuß zu stehn und ganz harmlos bemerkte der Onkel: „Ihr habt hier gewiß einen sehr regen Verkehr."

„Wir befinden uns in einer unmöglichen Lage! Ach, du weißt nicht, wie ich mir eine Annäherung mit dir ersehnt habe. Sieh, Papa ... von Mama will ich lieber schweigen ... er ist ja recht gut, gewiß. Aber er hat mir nie geholfen, er hat nie versucht, mir eine Stellung zu verschaffen."

„Für deine Erziehung brachte und bringt er beträchtliche Opfer," erwiderte der Onkel kurz.

„Und wie erging es mir hier auf der Ritter-akademie! Naturgemäß gehörte ich zu den adligen Internen, aber es wurde gegen mich gewühlt. Die Internen verfeindeten sich mit mir, die Beamten- und Offizierssöhne verfeindeten sich mit mir. Ja (höhnisch) selbst die Honoratiorensöhne, selbst die! Na, nun ging Adelheid in die Töchter-schule, wohin aber gar keine vornehmen Mädchen, sondern nur solche vom mittleren und kleinen

Bürgerstand geschickt werden, und obgleich sie eigentlich ebenso exklusiv denkt wie ich, ist sie furchtbar vergnügungssüchtig und will sich vor allem unterhalten. Nur dadurch ging die Verlobung mit dem Siegbert Daus auseinander und trotz alledem hätte er wegen seines Reichtums am besten gepaßt. Sie ließ sich vom schönen Tanzlehrer Hähnisch und vom eleganten Zahnarzt Krasinski zu sehr den Hof machen. Nun bändelt sie wieder mit dem Krasinski an, und diesmal wird es vielleicht klappen. Durch Adelheid kam ich in alle Kränzchen und Vereine, und allerdings, ich kann es nicht leugnen, ich kenne hier alle Welt. Aber verraten und verkauft komme ich mir vor, zu was Höherem bin ich geboren."

Sie kamen am Gasthof vorüber. Hans August trat ein, zahlte seine Rechnung und bestellte sich seinen Koffer zum fünf-Uhr-zwanzig-Zug an die Bahn.

„Was, du verläßt uns bereits heute?"

„Ja," lächelte Hans August matt.

„Nun, Onkel, erbitte ich mir deine Hilfe. Ich bin adlig, bin ein von Rohden und will auch so heißen. Mein Vater hatte nicht das Recht, uns dieser Ehre zu entkleiden."

Hans August versuchte recht gemäßigt zu reden. „Die Niederlegung des Adels war eine Bedingung, welche ich nach reiflicher Überlegung deinem Vater stellte, als ich ihn mit einer für mich nicht ganz unbedeutenden Summe unterstützte. Hierin willigte er gern und willig ein, uns beiden erschien und erscheint es so am besten. Du erzählst mir eben, daß Adelheid vermutlich einen Zahnarzt heiratet. Was soll ihr da der Adel?"

„O, es erhebt sie über die andern, es gibt ihr eine Ausnahmestellung. Und es ist gar nicht gesagt, daß sie in diesem Fall ihn nimmt. Als Fräulein von Rohden würde sie es sich noch sehr überlegen. Mehrere von den hiesigen Kürassieren sind hinter ihr her, besonders der Graf Prassow, aber das ist ein wüster Kunde."

Hans August überrieselte es kalt. „Und du, als künftiger Gymnasiallehrer, wünschst dir so den Adel? Weshalb?"

„Papa will, daß ich Schulfuchs werde, und ich studiere Philologie, aber mit ganz anderen Zielen. Ich will es dir bekennen, ich denke an die Schriftsteller= und Journalistenlaufbahn. Erst aber will ich als Herr von Rohden in die vornehme Gesellschaft, will die in und aus kennen lernen,

um dann als zweiter Lord Byron und Graf Strachwitz zu dichten und zu schreiben und Aufsehen zu erregen. Papa ist ja so anspruchslos in seinen Gewohnheiten, ich bin sein einziger Sohn, er muß es mir schon leisten. Von dir und deinen Söhnen hoffe ich, daß ihr mich überall einführt, in das Pariser Platz-Kasino, zu eurem Vetter, dem Hausminister. Ich will zu Hof gehen, Reserveleutnant eines Gardekavallerieregiments werden."

„Nimm's mir nicht übel," versetzte Graf Rohden, „das ist einfach unmöglich. Du paßt weder zu meinen Söhnen, noch zum Kasino, noch zum Hausministerium, noch irgendwie in jene Kreise hinein. Ich sehe gänzlich vom rein blaublütigen Stammbaum ab, zum gewöhnlichen geselligen Verkehr, ohne spezielle geistige und künstlerische Bindeinteressen, gehören aber ähnliche häusliche Verhältnisse, ähnliche Umgangsformen, ähnliche Gewohnheiten. Ich glaube an keine exklusive Adelskaste, aber nach mancher Hinsicht an ein Patriziat. Söhne und Töchter der besten bürgerlichen Familien gehören vollkommen in jene Kreise, du aber nicht. Und glaub mir, lieber Bruno, ich kenne doch jene Geselligkeit, such dir höhere,

lohnendere Ziele. Willst du aber durchaus herein, so gibt es einen Weg: schaff dir durch eigene Kraft eine eigene Stellung. Schaff sie dir durch Arbeit, Talent, Ausdauer, Takt, maßvolle Bescheidenheit und Arbeit, Arbeit."

Mit festgekniffenem Gesicht hörte Bruno ihn an. „Also du hilfst mir nicht?"

„Deiner gesellschaftlichen Streberei in keiner Weise."

„Gut, und weißt du, was ich tue?" Er sah seinem Onkel trotzig ins Gesicht, was er jetzt sagte, war durchdachter, trotz klingender Phrase überzeugender als alles Bisherige. „Ja, ich tue es, ich gehe zu den Sozialdemokraten über. Sie machten mir schon früher Anerbietungen, jetzt greife ich zu. Die brauchen einen wie ich, die brauchen eine junge Kraft, die hassen kann und Grund hat zu hassen. Da habe ich die Massen, da habe ich die Macht, die Macht der Erbitterung, die eigentliche Macht der Zukunft."

„Ich habe dir nichts weiter zu sagen," erwiderte Hans August, schritt schweigsam und schnell dahin.

„Lauft ihr aber," ertönte hinter ihm eine Stimme; als er sich umdrehte, sah er seines

Bruders ehrliches, wenn auch etwas ausdruckslos gewordenes Gesicht. Bruno verschwand ohne Gruß.

„Schwiegereltern gutwillig abgeschüttelt,“ berichtete Ferdinand. „Sie meinen es ja nicht schlimm, aber ... na ... ich wollte dich auch natürlich möglichst genießen. Bruno fort? Was hatte er dir denn eigentlich zu sagen?“

„Zukunftspläne; er ermächtigte mich aber nicht, darüber zu sprechen.“

Ferdinand schüttelte den Kopf. „Er ist so begabt, aber ihm fehlt jede Ausdauer. Und hier fühlt er sich so unbefriedigt. Ich weiß nicht recht, was für Umgang er in Leipzig hatte, nächstes Semester will er nach Berlin.“ Er stockte, wollte den Bruder nicht geradezu bitten, sich des Neffen dort anzunehmen.

Hans August schwieg. Sie betrachteten sich den Dom und sprachen über alles mögliche. Aber immer etwas vorsichtig. Bei Ferdinands Erwähnung der Bärburger Deputation nach Friedrichsruh hieß es immer „unsre Anschauungen, unsre Stellungnahme“.

„Hast du dir einen Kreis hier gebildet?“ fragte Hans August.

„Ach ja, wir treffen uns fast allabendlich

beim Bier. So, Lehrer, Fabrikanten und dergleichen. Was sollte ich denn auch zu Hause anfangen? Warum siehst du nach der Uhr, was, heute schon fort, ein so kurzer Besuch!"

Hans August lächelte etwas schmerzlich. „Wir haben noch eine ganze Stunde und wollen die recht gemütlich ausnutzen." In den Anlagen setzten sie sich hin und plauderten, immer etwas behutsam antippend. Dann gingen sie nach Haus, und Frau Selma und Adelheid begleiteten sie nach der Bahn. Sie sprachen freundlich gezwungen miteinander. „Es war eine solche Freude," wiederholten sie alle immer von neuem. Als er den Eisenbahnwagen bestieg, drückte er jedem die Hand. „Ich würde mich so freuen, euch Berlin zu zeigen; während des Reichstags bin ich ja immer dort. Also auf Wiedersehen in Berlin." Der Zug pfiff. „Mein guter Ferdinand." Ein letzter, treuer, trauriger Blick.

Schnell fuhr der Zug dahin. Hans August lehnte sich zurück. Sein Blick fiel auf die Reisetasche, in welcher die gestern gelesenen Briefe ruhten. — Er seufzte.

Hätte er sich nur damals getäuscht.



Noli me tangere

Eine Phantasie



Der kleine Saal sechs vom Berliner Museum: eine Staffelei mit Stuhl, Malkasten, angefangener Kopie; Gian Bellinis „Toter Heiland", Fra Angelicos „Jüngstes Gericht". Museumsdiener schleichen müde vorbei. Reisende betrachten sich die Bilder mit mehr oder minder Aufmerksamkeit und vergleichen sie mit den Handbüchern, ein ländlich angezogenes Bauernpaar starrt hilflos umher.

Ein Herr (welcher mit einem Kunsthistoriker den Fra Angelico sorgsam betrachtete, weist auf das daneben hängende Bildnis einer goldhaarigen, weiß und rosa gekleideten jungen Italienerin des Quattrocento): Und dieses?

Kunsthistoriker. Man kennt nicht den Künstler — vermutlich ein Schüler des Verrocchio.

Aber sieh dir das Bild genauer an, sieh die braunen, hilflos fragenden Augen, das lockige, goldblonde Haar, den traurig verschlossenen Kindermund. Und sieh (er weist auf die untere Inschrift des Rahmens und liest ab): Noli me tangere. Und auf der Rückwand . . . (will das Bild umkehren).

Der Herr. Ach, wende nicht das Bild, sei nicht so rauh; sie ist ja so jung und so zart.

Der Kunsthistoriker (nimmt lächelnd die Hand vom Bild). Auf der Rückwand steht:

„Es war, wie Gott wollte, und wird sein, wie Gott will; aus Furcht vor Schande und aus dem einzigen Trieb nach Ehre beweinte ich, was ich einstmals begehrte und dann besaß."

Der Herr (starrt erregt auf das Bild). Das steht dort geschrieben! Und wer war diese junge Toscanerin? Was war ihr Schicksal, was hat sie begehrt und beweint?

Der Kunsthistoriker (zuckt die Achseln). Wer will das wissen! Es ist lange her! (Er geht weiter in den nächsten Raum. Der Herr folgt ihm zögernd, wendet sich an der Tür und blickt noch einmal auf das Bild.)

Im dunkeln Zimmer, nur von dem flackernden Kaminfeuer schwach beleuchtet, ruht im Lehnstuhl der Herr. Aus der Dämmerung tritt das Bildnis jener jungen Italienerin in immer heller, leuchtender werdenden Farben hervor. Er streckt die Hand nach der Erscheinung: Rede, rede!

Die nach dem Garten zu geöffnete Halle einer mittelitalienischen Villa des Quattrocento. Um die Säulen ranken sich blühende Rosen; ein krasses, blutendes, byzantinisches Kruzifix an der Wand. Eine hohe Taxushecke umschließt den Garten, dahinter alte Oliven. Regelrechte, von Buchs eingefaßte Beete mit üppig blühenden Stauden und Büschen, in der Mitte ein von Lilien eingerahmter Weg, der, durch eine Öffnung der Taxushecke hindurch, sich im Olivenhain verliert. Vorn, neben den Lilien, marmorne Bänke.

Bianca Maria in weißen, goldbestickten Gewändern, Camilla, in helles Kirschrot gekleidet, kommen den Lilienweg herunter.

Camilla. Ich konnte mir nie dich, Bianca Maria, als Ehefrau denken. Du warst so knospenhaft schüchtern; wenn wir andern lachten und erröteten, verstandest du uns nicht und zogst dich verlegen in die herbe Schale zurück. Wir nannten dich: Noli me tangere.

Bianca Maria (lacht bitter). Man hat mich berührt!

Camilla (heiter). So ist nun einmal das Leben, das schöne Leben.

Bianca Maria (stutzt). Nennst du das Leben wirklich schön?

Camilla. Gewiß, gewiß. So wahr es Sonne gibt und Frühling und Liebesglück. Und die Küsse und den starken, stützenden Arm des Gatten und das hilflose Lächeln des Kindes. (Stockt.) Bei dir ist es zwar anders. Du hast keinen jungen, schönen Mann, du hast kein Kind.

Bianca Maria (schweigt).

Camilla. Warum hast du Baldassare geheiratet?

Bianca Maria. Weil meine Verwandten es befahlen.

Camilla. Warum hat er, der ältere, einflußreiche, vielbeschäftigte Mann, dich geheiratet?

Bianca Maria (schweigt, dann schnell). Einmal, als die Empörung allzu sehr anschwoll, frug ich es ihn. Und er sagte: Weil mir ein eigenes, junges, weiches Weib behagt, weil ich meine beiden Söhne, welche ich hasse, mit der Angst vor Miterben gern quäle.

Camilla (erschrocken und bedauernd). So ist er!

Bianca Maria (lacht bitter auf; sie setzen sich auf die marmorne Bank).

Camilla. Du müßtest das Unmögliche nicht verlangen, dann fändest du vielleicht doch noch . . .

Bianca Maria (höhnisch). Glück?

Camilla (schweigt).

Bianca Maria (energisch). Nie! Mein früheres Ich, jene kleine Klosterblume, kann ich nicht begraben, kann die Vergangenheit nicht bannen . . . Du verbrachtest nur wenige Jahre bei den Weißen Schwestern, ich aber mein ganzes Leben. Weihrauchdüfte und Glockenklang haben mein Wesen durchzogen. In glücklich vergessenden Träumen erblicke ich noch heute die Klosterfrauen und ihr gütiges Lächeln, höre im Kreuzgang ihre leisen, schleppenden Schritte verhallen. Wieder kniee ich singend im Chor, wieder umkränze ich die Gottesmutter mit Blumen . . . Und dann schrecke ich verzweifelt auf und mir ist es, als ergriffe mich Baldassares begehrende Hand.

Camilla. Bianca Maria, du bliebst zu lange bei den Weißen Schwestern.

Bianca Maria. Ich blieb dort zu lange.

Camilla. Du mußt vergessen, dort blüht ein schattiger Frieden für Kinder und für kranke Gemüter, aber nur draußen ist die Welt, ist das Leben der Menschen.

Bianca Maria (schüttelt den Kopf). Es war dort zu schön, es ist hier zu kraß.

Camilla (sieht umher). Und all diese Pracht?

Bianca Maria (bückt sich nach einer der hinter ihr blühenden Lilien). Auch diese war weiß wie Schnee, und dann kam die stürmische Nacht und rüttelte sie bis in ihr Innerstes auf, und der gelbe Blütenstaub befleckte den weißen Kelch. (Weist auf die goldenen Stickereien ihres weißen Gewandes.) Sein gelbes, verfluchtes Gold hat bis in die Seele mich befleckt, ich verachte mich und mein Dasein!

Camilla (erhebt sich seufzend). Bianca Maria, ich muß fort. Heut ist ja das Fest. Ich habe dich wenigstens wiedergesehen; vor drei Jahren nahmen wir, zwei Kinder, weinend voneinander Abschied.

Bianca Maria. Nur drei Jahre her! (Umarmt Camilla; zerstreut.) Ja, heute ist das Fest,

hier spürt man wenig davon. (Klingelt an dem herabhängenden schmiedeeisernen Glockengehänge.)

Fabritio und ein zweiter Diener erscheinen; alle gehen durch das Haupttor hinaus.

Bianca Maria kehrt gleich zurück, sieht winkend der Scheidenden nach. Dann fährt sie überrascht zusammen, sieht gespannt in die Ferne, zieht sich würdevoll wie zum Empfang in die Höhe und murmelt: Was ist der schön!

Fabritio. Herr Lelio Guidolfino.

Lelio (ein junger, in Grün gekleideter Mann, tritt ein und läßt sich auf einem Knie vor Bianca Maria nieder).

Bianca Maria. Willkommen, Lelio. Mein Gatte ist beim Herzog, doch kommt er noch heute zurück. Gern wird er Euch, seinen Vetter, begrüßen.

Lelio. Ich danke Euch, Frau Bianca Maria. Ich reiste durch das Land, in weiter Ferne sah ich am grünen Abhang Euer hell leuchtendes Haus. Und heute ist das Fest, und alles singt und ist geschmückt, und ich ritt allein. Da wandte ich mein Pferd die Anhöhe hinauf.

Bianca Maria. Ach, hier ist alles still, hier findet Ihr kein fröhliches Fest.

Lelio. Doch! Ich bin im Wunderland, und Ihr seid die Märchenkönigin.

Fabritio (bringt einen Pokal; Bianca Maria nippt daraus und reicht ihn Lelio, welcher ihn leert. Sie setzen sich in der Säulenhalle nieder).

Bianca Maria. Wo kommt Ihr her?

Lelio. Ich reiste mit den Gesandten unsrer Stadt von Land zu Land. Bis an die Alpen, bis nach Afrikas Küste.

Bianca Maria. So weit, so weit!

Lelio. Und überall ein rasches Leben; es siedet, es gärt, es blüht.

Bianca Maria. Ich hätte Angst; man hört von Schreckenstaten, von Raub und Verrat, von Foltern und Gift.

Lelio. O ja!

Bianca Maria (leise). Selbst hier bei uns, beim Herzog. Man spricht von furchtbaren Vergehen in der Burg; vom sündhaften Ehebruch, vom entsetzlichsten, nie gerächten Mord. Baldassare hat es mir gesagt.

Lelio (mit unwillkürlicher Betonung). Er könnte erzählen!

Bianca Maria (furchtsam vor sich hin-

starrend). Oft zittre ich, wenn ich allein bin . . . und noch mehr, . . . bin ich nicht allein.

Lelio (teilnahmsvoll). Und Ihr lebt immer hier, nie in der Stadt?

Bianca Maria. Stets hier; ich will auch nicht hinaus in die Welt, ich habe Angst.

Lelio. Und bleibt Ihr ganz allein, wenn Baldassare beim Herzog ist?

Bianca Maria. Nein, seine ehrwürdige Schwester, Frau Gabriella, ist immer hier. (Blickt nach oben.) Dort über uns ist ihr Gemach. Tag für Tag liegt sie dort, blaß und kalt und hart wie ein Grabstein, und betet. Sie ist fast eine Heilige. Um sie herum knieen arme alte Leute, welche Frau Gabriellas Fürbitte von ihren Sünden und Krankheiten befreit. Sie liebt nur diese Armen und Mönche und gibt ihnen viel. Und dort beten und beten sie, aber das Haus wird dadurch noch fühlbarer einsam und leer. Hört Ihr?

(Man vernimmt leises, plärrendes Gebet.)

Lelio. Das ist Euer Leben?

Bianca Maria. Ja.

Lelio. Habt Ihr denn keine Freude, kennt Ihr kein Glück?

Bianca Maria. Ich habe die Erinnerung, das stille Gedenken an Jugendunschuld und Klosterfrieden.

Lelio. Habt Ihr keine Hoffnung? Erwartet Ihr nichts vom Leben?

Bianca Maria. Nichts.

(Man hört wieder das Beten. Dann naht sich erst leiser, dann anschwellender, freudiger Gesang.)

Lelio (weist nach jener Richtung). Hört nicht darauf, hört nicht auf das Gespenstergemurmel.

(Jugendliche Stimmen singen:)

O sonnige, selige Junilüfte,
Weich und blau!
O süße, heimliche Rosendüfte,
Lind und lau!

(Die Musik verklingt; Bianca Maria lauscht, während Lelio sie betrachtet.)

Lelio. Bianca Maria, zum Fest müßt Ihr Rosen haben. (Er tritt zu den um die Säulen sich rankenden Rosen, Bianca Maria folgt ihm schüchtern, in glücklicher Erwartung. Mit seinem Dolch schneidet er Rosen und reicht sie ihr hin.)

Bianca Maria. Was duften sie süß!

Lelio. Sie erzählen Schöneres als irgend eine andere Blume der Welt. Könnt Ihr Kränze winden?

Bianca Maria (setzt sich auf einen niedrigen Schemel und bindet mit einem seidenen Faden die Rosen zum Kranz). Der Mutter Gottes habe ich schon manche gewunden.

Lelio. Und Euch noch keinen?

Bianca Maria. Im Kloster erhalten nur tote Heilige Blumen. (Sie setzt sich den Kranz auf das Haar.)

Lelio. Eure ersten Rosen! Euer erster Kranz! Laßt mich Eure Flechten lösen! Zum Fest tragen junge Frauen Rosen und lang herabfließendes Haar. (Er beugt sich von hinten über die zu ihm aufblickende Bianca Maria, zieht sorgsam den goldenen Kamm aus ihren Flechten und löst das Haar.) Euer Haar ist weich und duftend wie ein goldener Traum, wie der schönste, goldenste Traum. (Er küßt verstohlen ihr Haar, sie bemerkt es und zittert, rührt sich aber nicht. Er tritt nach vorn und betrachtet die unter der Säule und den Rosen sitzende Bianca Maria. Ein leiser Wind bewegt die Zweige und streut Rosenblätter umher.) Seht, die Rosenblätter fallen auf Euch nieder. Die Juniluft grüßt.

(Sie betrachten sich stumm. Draußen läutet es.)

Bianca Maria (springt auf). Das ist Baldassare!

Baldassare (ein verschlagen und hart aussehender Mann, Ende der fünfziger Jahre, im sorgfältigen schwarzen Anzug, gemessen in Haltung und Gang. Er zeigt keine Überraschung.) Lelio, Ihr seid willkommen.

Lelio (neigt sich über die dargereichte Hand, im harmlosen Ton). Wir freuen uns am schönen Fest. Ihr fehltet uns.

Baldassare (betrachtet die Beiden von der Seite). Bianca Maria, gab dir Lelio die Rosen? (Bianca Maria nickt.) Trag sie zum Kruzifix hin, ich bringe dir einen kostbareren Schmuck.

Bianca Maria (geht zögernd zum Kruzifix, nimmt den Kranz vom Haar und hängt ihn über die abgezehrten, blutenden Füße.

Baldassare (zieht aus einem Behälter einen goldenen Reif und drückt ihn ihr hart, fast drohend, auf das Haupt. Bianca Maria zuckt seufzend zusammen).

(Einige Tage sind vergangen. Bianca Maria sitzt, eine Laute in den Händen, auf einem hohen, geschnitzten Stuhl. Neben ihr, an eine Säule gelehnt, spielt Lelio leise auf einer Mandoline und singt:)

Laß meine Worte im Herzen erklingen
Verschwiegen und leis,

Laß meine Töne dir Unruhe bringen,
Gewitterschwül-heiß.
Wenn dir die eigenen Adern klagen,
Befangen und scheu,
Laß sie nur jubelnd in Seligkeit schlagen,
Verachte die Reu'!

Bianca Maria. Ich werde noch oft an Euer Singen denken, ich werde es noch oftmals hören ... Ob ich den Vers noch auswendig weiß?

Laß meine Worte im Herzen erklingen
Verschwiegen und leis,
Laß meine Töne dir Unruhe bringen
Gewitterschwül-heiß.
Wenn dir die eigenen Adern klagen,
Befangen und scheu ... (sucht nach Worten).

Lelio (hilft ein):

Laß sie nur jubelnd in Seligkeit schlagen,
Verachte die Reu'!

Bianca Maria (schaut abwesend vor sich her).

Lelio (sie betrachtend). Hat Euch der florentinische Maler so gemalt. Ist das Bild ähnlich, gibt es Eure großen, fragenden Augen wieder?

Bianca Maria. Ich weiß es nicht. Er hörte meinen Kinder-Klosternamen und setzte ihn darunter: Noli me tangere.

Lelio. Ich möchte eine andere Inschrift setzen; sie müßte freudiger, lebensvoller sein.

Bianca Maria (träumerisch). Setzt mir später eine Inschrift! Wie wird sie lauten?

Lelio. Wie Worte lauten, die man mit dem Herzblut schreibt.

Bianca Maria (richtet sich auf). Der Tag ist schwül.

Lelio. Um so schöner die Nacht.

Bianca Maria (unruhig). Ich hätte gern kühles Wasser. (Sie sieht nach der Glocke, Lelio zieht sie, Fabritio erscheint.) Fabritio, bring mir Wasser, kaltes Wasser vom Cypressenbrunnen her. (Fabritio geht.) Ich kann kaum atmen.

Lelio. Ich weiß noch ein anderes Lied. (Er schlägt einige Accorde an und singt.)

> O gebenedeiteste Sommerpracht,
> Verlangend atmet die matte Luft . . .

Baldassare (tritt geräuschlos ein, betrachtet den singenden Lelio, die ihm wie entzückt lauschende Bianca Maria. Als diese seiner gewahr wird, erhebt sie sich schnell). Ihr lehrt meine Frau neue Lieder?

Lelio. Die schönsten, die ich weiß.

Bianca Maria. Noch niemand hat mir solche Lieder gesungen. (Baldassare sieht beide

durchdringend an und geht. Sie sinkt mutlos auf einen Stuhl.)

Lelio (setzt sich lachend auf einen Schemel zu ihren Füßen). Hört weiter, Frau Bianca Maria:

Gebendeiteste Sommerpracht,
Verlangend atmet die matte Luft,
Erbangend schläfert der schwere Duft;
Die Drosseln singen,
Die Brunnen klingen ...
O allerbeglückendste Liebesnacht!

Bianca Maria (zuckt zusammen. Der blaß und verstört aussehende Fabritio bringt auf silbernem Teller einen Majolikakrug mit zwei hohen Gläsern herein).

Lelio. Ist der Trank auch kühl?

Fabritio. Ich schöpfte ihn aus dem Brunnen der Cypressen, wie mir befohlen. Als ich zurückkehrte, rief mich der Herr auf sein Zimmer und frug mich, für wen ich das Wasser hole. Als ich sagte, es sei für Frau Bianca Maria und Herrn Lelio bestimmt (mit scharfer Betonung, in steigender Angst), ergriff er den Krug, hielt die Hand darüber und fühlte, ... ob das Wasser kalt genug sei. (Lelio fixiert den Diener; als Bianca Maria harmlos die Hand nach dem Krug ausstreckt, machen beide Männer unwillkürlich eine

entsetzt abwehrende Bewegung; verständnislos sieht Bianca Maria sie an.)

Lelio. Stell hin, es ist gut.

Fabritio (stellt den Teller auf den Tisch, sieht Lelio noch einmal warnend an und geht).

Lelio (schreitet aufgeregt umher, erblickt im Garten vor der Taxuswand auf einem blühenden Magnolienbusch einen blauen Sittich). Frau Bianca Maria, seht her. (Sie erhebt sich angstvoll und verfolgt seine Bewegungen; er nimmt den Krug vom Tisch, geht an den Magnolienbusch, setzt den Sittich auf seinen Arm und läßt ihn aus dem Krug nippen. Auf einmal schwankt der Vogel, fällt strauchelnd zu Boden, bleibt regungslos liegen. Lelio schleudert den Krug unter den Busch zu Boden, daß er in Scherben zerfliegt und kommt, hochaufgerichtet, nach vorn.)

Bianca Maria (sieht ihn mit entsetzten Augen an; er nickt bestätigend, sie sinkt verzweifelnd in den Stuhl zurück).

Lelio (mit geballter Faust): Baldassare, seid Ihr so stark als ich? (Sein Blick fällt auf eine Handbüchse; darüber hängt eine Zielscheibe in Form eines Herzens. Er nimmt die Büchse, macht sich mit ihr zu schaffen, lehnt sie an eine Säule, geht dann nach dem einen Hausflügel und ruft): Herr Baldassare, die Luft ist jetzt frischer geworden, man kann wieder atmen. Laßt Euch zu einem Büchsen-

kampf bewegen, — Ihr sollt ja der allergefährlichste Gegner sein. (Bedeutungsvoll zu Bianca Maria:) Er kommt. (Sie erhebt sich, sucht nach Fassung, steckt einige Blumenranken auf, so daß sie dem eintretenden Baldassare den Rücken wendet. Lelio befestigt die Scheibe an der Taxuswand.)

Baldassare (kommt gelassen und höflich herein und beobachtet alles).

Lelio (heiter, noch mit der Scheibe beschäftigt): Es gilt einen Kampf um das Leben, um dieses Herz der schönsten Frau! (Eilt hinaus und ruft:) He, meine Knappen und auch ihr beiden, kommt!

(Fabritio, der andere Diener und zwei Knappen treten ein, Lelio stellt die Knappen im Garten in sicherer Entfernung von der Zielscheibe auf, ladet die Büchse und reicht sie dann mit einer Verbeugung dem Baldassare.)

Baldassare (zögert einen Augenblick, dann mit Bewußtsein): Ich weiß nicht, wie stark Ihr seid; früher galt ich für einen treffsicheren Schützen. (Er wirft seinen Mantel über den geschnitzten Stuhl, nimmt die Büchse, zündet die Lunte an, zielt und drückt los. Eine kleine Explosion findet statt; Baldassare wankt, faßt nach der Brust und stürzt zu Boden. Bianca Maria schreit auf und gleitet an der Säule nieder. Lelio und die Diener eilen auf den Gefallenen zu, untersuchen ihn und sehen sich an.)

Alle (leise): Tot!

Knappe (hebt die Büchse auf): Die Büchse ist zersprungen, der Schuß traf ihn mitten ins Herz.

Lelio. Mitten ins Herz! (Er steht auf und bedeckt die Leiche mit dem Mantel.) Tragt den toten Herrn nach der Kapelle. Und ihr (er weist auf Fabritio und den andern Diener), ihr reitet nach der Burg und meldet dem Herzog, was ihr saht, was hier geschah.

(Die vier Diener erheben den Leichnam und tragen ihn hinaus.)

Lelio (mit triumphierender Gebärde): Mord wider Mord! Ich habe gesiegt, ich habe gewonnen. (Er wendet sich zur niedergesunkenen Bianca Maria und hebt sie zärtlich empor.) Du armes, verängstetes Kind, nun sollst du erblühen.

(Bianca Maria klammert sich an seine Brust.)

(Sternenhelle Nacht, tiefgrüner Rasen; alte, schwarze Cypressen erheben sich um einen dunklen Teich. Stufen führen in den Teich, zu beiden Seiten marmorne Brunnensphinxe mit plätscherndem Wasser, davor marmorne Bänke. Lelio und Maria kommen Hand in Hand einher; Bianca Maria in losen, weißen Gewän-

dern, mit aufgelöstem Haar; im silbernen Gürtel eine Lilie. Glühkäfer huschen umher.)

Lelio. Sieh, alles strahlt unserer Liebe zu Ehren. Die Glühkäfer leuchten, die Sterne erglühen.

Bianca Maria. Die Nacht ist schön.

Lelio. Jetzt sind wir noch nachtbefangen, hüllen uns noch scheu in das Schleiergeheimnis Nacht. Aber bald führe ich dich und unsere Liebe an den Tag, hinaus in die glänzende Sonne.

Bianca Maria. Die Sonne macht mir Angst, sie hat die Tat gesehen.

Lelio. Die Sonne ist das volle, freie Leben, welches erschafft und tötet und alles versteht. (Er umschlingt sie mit seinen Armen.) Im neuen Lichtleben sollst du mir aufblühen, blaßschattige Blume.

Bianca Maria (blickt zu ihm hinauf): Du bist ein Lichtsohn, du bist ein Überwinder. Ich, Nachttochter kann dir nicht folgen, werde zurückbleiben müssen. Du glaubst mir nicht! Ich kann ja nicht vergessen (ringt die Hände), ich werde die Gespenster der Vergangenheit nicht los. Die friedvolle Unschuld der Klosterkindheit steigt empor und sieht trostlos mich an, die goldbefleckte ehe=

liche Schmach verhöhnt mich . . . der Mord schüttelt die Faust.

Lelio. Es war Notwehr.

Bianca Maria. Ich kann das Blut nicht vergessen, kann nicht vergessen, daß ich mich liebeverlangend dem Mörder meines Gatten in die Arme warf. Die Schande erdrückt mich, ich brauche nicht bloß Glück, sondern auch Ehre . . . Ehre, nur wieder das Gefühl unantastbarer Reinheit.

Lelio. Auch ich möchte ohne Ehre nicht leben, aber meine Ehre ist nicht an Klosterunschuld gebunden. Kind, schöner und größer als solche Unschuld ist Leben und Liebe.

Bianca Maria. Selbst unsere Liebe kann ich nicht genießen, kann sie nur beweinen. (Sie sinkt auf den Rasen nieder.)

Lelio (kniet neben ihr hin und sucht sie tröstend emporzurichten): Unser erkämpftes Glück darfst du nicht beweinen.

Bianca Maria. Und dein und mein Lebensschicksal ist zu weit getrennt, wir leben auf anderen Sternen. Dein geliebter Arm riß mich über die Tiefe der Verbrechen herüber. Die Tiefe ruft mich, ich muß ihr folgen.

Lelio. Laß mich dich küssen, sei ruhig und

gedenke meiner. (Er führt sie unter Küssen zur marmornen Bank, wo sie sich niederlassen.) Wenn man liebt, vergißt man alles und versinkt. Gedenke unserer Liebe, unser Leben wird so schön.
(Sie schweigen; in der Ferne singt eine Nachtigall leise.)

Bianca Maria (erhebt sich und betrachtet ihren Geliebten): Er schläft und lächelt. Sein ist ja auch die Welt, solchen scheint das Licht. Zu weltentfremdet, zu weihrauchumwoben wuchs ich im Schatten heran. Arme Noli me tangere! Man hat dich gepflückt und gebrochen. (Sie lehnt sich an die Sphinx und blickt sie an.) Du kannst ja Rätsel lösen. Warum nur den einen Glück? ... Als die Juniluft grüßte und die Rosenblätter mich umflatterten, sah ich Lelio an und verlangte nach Glück. Und über Verbrechen hinweg kam es, schwindelnd ... ein Rausch. Zitternd besaß ich es ... und beweine es nun. Die Vergangenheit mit ihren durchbohrenden Augen steht zwischen mir und dem Glück. Es ruft die Tiefe ihr zerpflücktes, gebrochenes Kind. (Sie neigt sich über Lelio und küßt ihn.) Du Lichtsohn, lebe wohl. (Nach dem fernen Horizont ausschauend.) Das sind die ersten Schauer des kommenden Tages. Die Glüh-

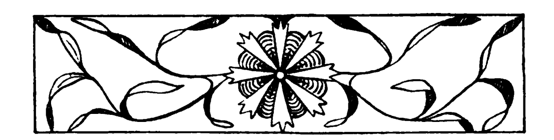
14

käfer sind erloschen, und der Nachtzauber vergeht. (Sie tritt auf die steinernen Stufen und nimmt die Lilie aus ihrem Gürtel.) Auch geknickt, auch von Nachttränen feucht. (Läßt die Lilie in den Teich hinuntergleiten.) Wie schwarzdunkel ist das Wasser, und doch ist die Lilie milchweiß geworden, die Flut wäscht den goldgelben, befleckenden Staub hinweg, der Kelch öffnet sich glücklich und sinkt. Nun wieder wie einstmals, Frieden und Reinheit und Ruh!

(Sie schreitet langsam die Stufen hinunter.)



Das Malfräulein



Es war wieder ein gemütliches Frühstück bei den Astorps gewesen, oder vielmehr „sonntagshalber“ ein frühes Mittagessen. Einige Leutnants hatten sich, wie so oft, bei der Jutta Astorp angemeldet; paßte es nicht, so telephonierte sie ab, paßte es jedoch, so war man außerordentlich willkommen. Infolgedessen war Jutta die beliebteste Dame des Regiments.

Als der junge Lankenow fortging, blieb nur noch der kleine Graf Biebra zurück.

„Bleiben Sie doch noch,“ bat Frau von Astorp, „ich möchte Sie gern ausfragen. Was hat denn Ihr Vetter Lankenow nur mit sich an=

gestellt? Ich habe ihn seit dem Juni nicht gesehen, er ist um zehn Jahre gealtert, ist schweigsam und gedrückt."

Graf Biebra sah sich um, Herr von Astorp war mit den beiden Gymnasiastensöhnen fortgeradelt, so war er mit Frau Jutta allein.

„Ich würde es Ihnen sehr gern erzählen," begann er, „vielleicht sprechen Sie sich dann einmal mit Kurt Lankenow darüber aus, und das wäre ihm so gut. Also, er hat doch zwei Schwestern zu Hause, und für die verschrieb man sich im Sommer ein Malfräulein aus Berlin. Als Kurt und ich, Mitte Juli, in Fichtenfelde ankamen, war sie schon eingelebt und in ergiebigster Tätigkeit. Die gute Tante versteht ja das Anspannen der Leute! Vormittags gab Fräulein Lemmerich ihre Malstunden, nachmittags brannte sie an einem Fries um den neugetäfelten Gartensaal, abends wurde das Fremdenbuch und die Familienbibel illustriert. Im übrigen zog man sie ganz zur Familie, päppelte sie mit Milch und Trinkeiern auf, mochte sie auch recht gern, trotzdem sie uns braven Altmärkern ja etwas überspannt und sonderbar vorkam. Sie war achtunddreißig Jahr alt, sah jedoch bei günstiger

Beleuchtung wie achtundzwanzig aus, hatte blasse Farben, braune Augen, braunes Haar, eine endlos lange und überaus magere Gestalt. Wie sie einmal verriet, galt sie bei ihren Freundinnen für eine ‚lilienhafte Erscheinung‘. Darauf wären wir, glaube ich, niemals gekommen, Lilien wirken doch nicht unfreiwillig komisch, und das tat sie hin und wieder. Sie war eben zu sentimental für unsereins, schwärmte jeden Abend, den Gott werden ließ, für jeden Sonnenuntergang, sprach stundenlang vom Sternenschein über den Ulmen, erwähnte gar zu oft seelische Enttäuschungen und verrauschte Träume.

Es war noch eine junge Cousine dort, eine von den Jagstower Massows — richtig, die profitierte ebenfalls am billigen Malunterricht ‚gegen Reise und freie Station‘. So waren wir eine überaus vergnügliche junge Welt, spielten Tennis, radelten und ruderten am Tage, tanzten des Abends im Gartensaal mit großartigen improvisierten Kotillonscherzen. Kurt war die Seele von allem, Sie wissen ja, wie urvergnügt er sein konnte!

Eines Abends kommen die kleine Massow und Betty Lankenow auf den unseligen Gedanken: ‚Kurt muß Fräulein Lemmerich den Hof machen,

Kurt muß ihr den Kopf verdrehn.' Jetzt klingt es brutal und roh, aber ich versichere Ihnen, gnädige Frau, wir haben uns gar nichts weiter darunter gedacht, uns kam der Scherz so grenzenlos harmlos vor.

Und wie er einschlug! Kurt war unübertrefflich. Gleich beim Abendbrot begann er, sah sie ausdrucksvoll an; als wir bei den Himbeeren angelangt waren, herrschte bereits die lebhafteste Unterhaltung, Fräulein Lemmerichs Wangen hatten sich gerötet, ihre Augen glänzten, und sie warf ihm die zärtlichsten Blicke zu. Was er sagte, konnten wir nicht verstehen, aber er redete auf sie ein, sie rückte näher und näher und strahlte verklärt. Wir Jugend, unten am Tisch, konnten uns vor Freude nicht halten; oben waren die Eltern mit dem eben angekommenen Onkel Lankenow-Mielitz beschäftigt, in der Mitte saßen, weltentrückt, Fräulein Lemmerich und Kurt. Wie gesagt, jetzt erscheint mir die Szene gräßlich, aber in dem Augenblick wirkte das Paar unwiderstehlich!

Als wir aufstanden, sah Kurt ihr in die Augen. ‚Jetzt muß der Mondschein bei der Eibenhecke auf die Lilien scheinen. Den Anblick möchte ich mit Ihnen genießen.'

So zogen sie nach dem Garten.

Wie er nachher erzählte, hatte er fortgefahren, idealistisches Süßholz zu raspeln, sie beichteten sich ihre ersten Lieben und erklärten Seelenharmonie für das größte Erdenglück. Mit einem innigen Händedruck hatte er sie am Schloßflügel verlassen.

Unterdessen zogen die jungen Mädchen, der Primaner Lankenow und ich, in hellster Heiterkeit im Mondschein umher. Als wir zurückkamen, begegneten wir Kurt am rechten Seitenflügel und begrüßten ihn mit schallendem Gelächter. ‚Hat sie alles geglaubt? Ist sie gänzlich weg?‘

In dem Augenblick wurde über uns im zweiten Stock rasch und heftig ein Fenster geschlossen. Ich höre es noch! Betroffen sahen wir uns an; dort oben wohnte ja Fräulein Lemmerich. ‚Ist sie denn nicht bei den Eltern im Blauen Zimmer?‘ fragte Betty verstört.

‚Ich weiß nicht,‘ stammelte Kurt und warf seine Zigarette in die Büsche, ‚doch, jetzt erinnere ich mich, sie ging hier unten zur Seitentür herein.‘

Wir eilten nach dem Blauen Zimmer, dort saßen friedlich die alten Herrschaften mit ihren Brillen um die Lampe; die beiden Herren lasen die Kreuzzeitung, die Tante legte Patiencen, von

Fräulein Lemmerich war gar nichts zu sehn. Beschämt gestanden wir unsern albernen Streich, unsere Befürchtung wegen des verdächtigen Schließens des Fensters. Von Vater und Mutter erhielten wir einen gehörigen Verweis und Auslassungen über Kindereien, Rücksichtslosigkeit gegen Gäste des Hauses, mangelnde Ritterlichkeit gegen Damen, Notwendigkeit die Sache mit möglichstem Takt wieder einzurenken und dergleichen.

Gedrückt und bußfertig, von den besten Absichten erfüllt, gingen wir die Treppe herauf. ‚Was ist denn eigentlich die möglichst taktvolle Form?' fragte Betty. ‚Darüber haben sich die Eltern wohlweislich nicht geäußert.'

Lottka hatte einen glänzenden Einfall. ‚Wir wollen ihr vorschlagen, die Versunkene Glocke mit verteilten Rollen zu lesen, sie als Rautendelein! Schon dreimal legte sie es uns nah, aber wir wollten nie recht heran.'

Freudig gingen wir hierauf ein; die jungen Mädchen klopften an die Tür. Da nicht geantwortet wurde, traten sie näher. Ich sehe das Zimmer noch vor mir: so ein ländlich heller Raum, das weiße, bereits zur Nacht aufgeschlagene Bett, die Lampe auf der weißen Häkelei des

runden Tisches, Photographien, Blumensträuße in Wassergläsern ringsherum. Aber Fräulein Lemmerich war nirgends zu sehen.

Lottka trat an den altfränkischen Lehnstuhl am Fenster, nahm etwas auf und sagte dann bestürzt: ‚Ach — sie war wirklich hier oben, hier liegt ein ganz tränenfeuchtes Taschentuch noch umher.‘

‚Sie ist wohl wieder in den Park gegangen, vielleicht ihre Lieblings=Ulmenallee herunter,‘ schlug ich vor.

Lottka lehnte sich heraus.

Dann schrie sie, ganz gellend und verstört, stürzte auf uns zu und umschlang, wie sinnlos, ihre Schwester.

Kalt durchrieselt, erstarrt, blieben wir, wie vom Schlag getroffen, stehen. Dann traten Kurt und ich leise an das offene Fenster und sahen herab.

Unten auf dem hellbeschienenen Hof lag eine dunkle, regungslose Masse . . .“

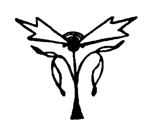
Graf Biebra wischte sich die Stirn; atemlos und schweigend hatte Jutta Astorp ihm zugehört, sprach auch jetzt keine Silbe. Nichts rührte sich im Raum, das Nachmittagslicht fiel gedämpft

durch halb durchsichtige, rötliche Vorhänge herein, von der Straße vernahm man fernes Wagengerassel, das Lachen spielender Kinder.

„Es war eine furchtbare Zeit," fuhr Graf Biebra fort. „Wir schlichen wie die Gespenster umher, wohl ein jeder von uns hatte all die Tage über das Gefühl, es könne und könne nicht wahr sein, es würde noch alles gut. Bis unser Urlaub verlief, schickten die Eltern mich mit Kurt an die See. Es war eine schwere Aufgabe, denn immer wieder und wieder kam er auf die Sache zurück. Auch jetzt, nach fünf Monaten. Noch vorgestern, als wir von der Hubertusjagd zurückritten, begann er von neuem: ‚Sie wußte doch, daß ich nur zweiundzwanzig Jahre alt war; wie sollte ich ahnen, daß sie es so auffassen würde! Aber es läßt mir keine Ruh. Niemals bin ich grausam zu einer Fliege gewesen und nun diese Schuld. Immer wieder durchlebe ich den Abend, nie wird er aus meinem Dasein verschwinden. Sie hat den Frieden des Grabes — und ich habe die Reue. Ihr Los ist unverdient tragisch, ist es aber auch mir nicht unverdient tragisch gegangen?'

Was soll man darauf sagen!

Gnädige Frau, niemand im Regiment weiß davon, aber ich habe es Ihnen nun ausführlich erzählt. Vielleicht finden Sie eine Gelegenheit, um freundlich mit ihm zu reden."



Der Våter Gut



Vor dem üblichen kleinen backsteinernen Bahnhofsgebäude, mit seinem üblichen Briefkasten, Brunnen und Gärtchen stand einsam der Bahnhofsvorsteher und erwartete den Zug. Nur dreimal am Tag brauchte er den Uniformrock überzuziehen, die rote Mütze vom Nagel zu nehmen; oft stieg Keiner in Ellerdamm aus oder ein, Unbekannte kaum je. So besah er sich Max Ulrich von Barnow mit dem überraschtesten Interesse, vertrat ihm fast den Weg, erzwang sich beinah eine erklärende Äußerung. Max Ulrich ließ sich terrorisieren, grüßte und frug (obwohl er schwerlich den Weg verfehlt hätte), wie man nach Neuwerder käme.

„Ach, nach Neuwerder," er strahlte devot,

... „aber ich begreife nicht ... es ist kein Neuwerder Wagen gekommen! Ich will doch ausschauen, er muß sich verspätet haben ...," diensteifrig sprang er auf eine Kiste und reckte den Hals nach Norden.

„Nein, nein, ... vielen Dank ... ich werde nicht erwartet, ich wollte zu Fuß hin."

Der Bahnhofsvorsteher besah sich erstaunt den jungen Mann. Dies war offenkundig ein „Herr"; wie hing das zusammen. „Ich könnte ja antelephonieren, in weniger als einer halben Stunde wäre ein Wagen zur Stelle."

„Nein, bitte, bemühen Sie sich nicht. Ich bin den ... jetzigen Besitzern unbekannt, ich wollte mir das Gut nur ansehen. Ich habe ein besonderes Interesse daran ... mein Name ist von Barnow."

„Ah," sagte respektvoll apathisch der Bahnhofsvorsteher.

„Sie sind wohl erst seit kurzem hier in der Gegend?" frug Max Ulrich.

„An die fünfzehn Jahr, seit Eröffnung der Bahn. Ich bin aus Mensen gebürtig."

Mensen war die Kreisstadt; seit unvordenklicher Zeit „die Stadt" der Neuenwerder ge-

wesen. Diese gänzliche Wirkungslosigkeit des Namens bei einem Sohn der unmittelbaren Gegend war doch eigentümlich.

„Der gnädige Herr von Seyler,“ fuhr der Bahnhofsvorsteher fort, „die gnädige Frau, Fräulein Else, Fräulein Armgard und Herr Oskar sind alle augenblicklich auf Neuwerder. In der nächsten Woche kommen der Bräutigam von Fräulein Else und auch der Herr Leutnant Günther, sie sind ja Regimentskameraden. Es wird viel Besuch für die nächsten Monate erwartet.“

Max Ulrich bewies keinerlei Interesse und wandte sich nach dem Ausgang. So erklärte ihm der Bahnhofsvorsteher noch den einzuschlagenden Weg und sah der kräftigen Gestalt mit unbefriedigter Neugierde nach.

Max Ulrich ging die Landstraße herunter, bald kam ein Kreuzweg in Sicht, und schon von weitem richtete er gespannt die Augen auf den Wegweiser, auf dessen weißangestrichene, ausgebreitete Arme. Ja, da stand wirklich der geliebte Name Neuwerder.

Schon von der frühesten Kinderstubenzeit her war ihm der Klang vertraut. In Neuwerder war zu Weihnachten auch so am Ende des Zim-

mers aufgebaut worden, in Neuwerder hatten sie auch auf überschwemmten Wiesen Schlittschuh gelaufen, zu des Großvaters Geburtstag war man im Holderwald Nüsse pflücken gegangen, zu Großmutters Geburtstag hatten im Beet der Kinder die ersten Schneeglöckchen geblüht. Dann hatten sie Einquartierungsgeschichten aus der Franzosenzeit zu hören bekommen. Vom Ur-Urgroßonkel Heinrich, der auf eine freimütig-freche Bemerkung hin vom Sergeanten einen Säbelhieb über den Kopf bekommen hatte, von der alten Nanne, deren Schlauheit es doch noch gelang, das silberne Teeservice zu verstecken. Später, als Gymnasiast, durfte er dann dem Vater mit der Barnowschen Familiengeschichte helfen, stand dem Major an Begeisterung nicht nach, wußte bald ebenso gut als jener mit den Schicksalen des Gutes, den Verschwägerungen, den Seitenlinien Bescheid. Manchmal sagte darauf die Mutter: Paß auf, Max Ulrich wird es noch zu etwas bringen und kauft dann Schönwerder zurück. Der Vater hatte gelächelt, den Kopf geschüttelt, aber es nicht ungern gehört.

Gab es in der ganzen Welt ein Wort, das so viel heraufzubeschwören vermochte, dessen bloßer Klang so in das innerste Herz hinein griff?

Da standen die Buchstaben auf dem Wegweiser, und auch die anderen Namen waren wohlbekannt. Kremnow, das hatte den Puttlitzens und andern märkischen Geschlechtern gehört, 1871 war es als Dotationsgut an den General v. H. gekommen. Mattentin, das war das eine Bauerngut, mit dem nach der Stein-Hardenbergschen Reorganisation, auch 1848, schwierige Auseinandersetzungen stattgefunden hatten. Beesckow, das gehörte noch immer wie seit über sechshundert Jahren den Ribbens, sehr weitläufigen Vettern; sie hielten sich noch immer, galten aber für etwas heruntergekommen und verbauert. Er schlug die bezeichnete Richtung ein, dies war ja die Landstraße nach Mensen, dies war bis Ende der fünfziger Jahre, bis zur Eröffnung der Zweigbahn, die einzige Verbindung mit der Außenwelt gewesen. Hier war 1852 der Großvater mit gepreßten Lippen und schwerem Herzen zum letztenmal heruntergefahren. Wen traf die Schuld? Ihn oder die Verhältnisse? Wohl das Zusammentreffen eines schwachen Charakters, einer großen Familie, einer besonders ungünstigen landwirtschaftlichen Lage. Aber viel Glück war auch des Weges gezogen. Die Groß-

eltern wurden hier als junges Ehepaar mit der neuen Kalesche eingeholt, hier fuhren in Schlitten die jungen Mädchen auf die Bälle, hier waren die Söhne von der Universität, von den Garnisonen auf Urlaub so vergnügt angeritten gekommen. Hier war vor hundertundfünfzig Jahren die als „la belle Barnow“ in den Memoiren oft vorkommende verwitwete Frau von Barnow alljährlich mit drei Karossen, mit sechs Dienern und zwei Vorreitern, den Winter über nach Berlin gezogen; in der zweiten Kutsche der spätere Odendichter und Stadtpropst Andräi, der damalige Hauslehrer ihrer Söhne. Und noch weiter ließen sich die Erinnerungen verfolgen, bis 1660, bis Jochem von Barnow, der eine Erbtochter geheiratet hatte, Neuwerder von den Schlippenbachs erwarb.

Der Wald kam immer näher — der Holderwald. Seit dem Manne jener schönen Sophie Luise bildete der Waldsaum die westliche Grenze des Gutes. Das Herz schlug ihm lauter, dies war die heimatliche Scholle gewesen, der Väter Gut! Anscheinend ein Kiefernwald wie manche andere, schöne Stämme, fast überständig, aber doch wohl nicht jene, welche nach der Abholzung,

die des Großvaters Leutnant-Schulden deckte, gepflanzt worden waren. Nein, doch wohl der Nachwuchs, Kiefern sind kurzlebige Bäume. Hier an der Grenze hatte dann 1841 der Großvater als braver Ehemann mit der hübschen Gattin, den ältesten drei Kindern sich aufgestellt, um den vorbeifahrenden jungen Friedrich Wilhelm den Vierten zu begrüßen. Dies mußte die Stelle sein, der hohe Herr kam von Mensen, hatte leutselig den Strauß der jugendlichen Gutsherrin angenommen, sich eingehend über die Familiengeschichte der Barnows geäußert. Er wußte vom Duell aus der fridericianischen Zeit zwischen Louis Friedrich von Barnow und dem Gottlieb von Ribben, erkundigte sich nach des letzteren Grabdenkmal mit der sonderbaren Inschrift.

Auf dem kleinen, von Nadeln bestreuten Fußweg schritt er dahin, um ihn das spezifisch märkische Aroma von Kiefern, von besonntem, leichtem, oft sandigem Boden. Der Wind fuhr durch die Stämme, er lauschte, glücklich lächelnd, dem Klang. Dann hörten die graurötlichen Stämme auf, das Rauschen verstummte, vor ihm lag die hellgrüne Ebene, hier und da aufgehellt durch einen leuchtenden Fleck von intensiv gelbem Raps. Jetzt

kam er in das Bereich der auf Neuwerder mündenden Alleen, die von Mensen kommende war die Akazienallee, es blühte und duftete um ihn. Er beschleunigte den Schritt, als aber die ersten Dächer in Sicht kamen, ging er langsamer, als wollte er sich vorbereiten, als würde ihm verlegen zu Mute. Eine richtige märkische Dorfstraße, der sandige, ausgefahrene Weg, vier Reihen Bäume, rechts und links niedrige Häuser. Einige mit braun und smaragdfarbenen Strohdächern, den pferdekopfartigen Giebeldächern, dem grün oder blau angestrichenen Staket; die neueren Häuser höher und mit Ziegeldächern, alle mit Blumen im Vorgärtchen, einige mit einem Storchnest auf dem First. Leiterwagen ächzten staubaufwirbelnd vorbei, die nebenherziehenden Arbeiter grüßten, einige saßen vor der Haustür. Frauen wuschen Töpfe und Pfannen am Brunnen, schälten Kartoffeln und hielten Ordnung unter den sich balgenden Kindern. Viele dieser Familien entstammten gewiß noch der „guten, alten Zeit", ihre Vorfahren hatten den Erntekranz alljährlich nach dem Gutshaus gebracht, hatten alle dortigen Bewohner mit Namen von Kindheit auf gekannt, wie sie von diesen gekannt worden waren. In

guten und schlechten Tagen hatten sie gegenseitig am Wohl und Wehe Anteil genommen. Er betrachtete sich die Typen, am Ende hätte er verwandte Züge auffinden können, wer weiß, ob nicht doch vielleicht Barnowsche Nachkommen an der Scholle geblieben; der Louis Friedrich von den Gendarmen und vom Ribbenschen Duell war sehr beliebt aber etwas unmoralisch gewesen. Immer langsamer ging er, die Leute sahen ihn an, wußten nicht, was dieser fremde junge Herr hier wolle, auch er wußte es nicht recht. Über den Akazien erblickte er den Kirchturm, hier herum mußte der Krug sich befinden, ja, dort las er: Gasthaus zum König von Preußen, Ausspannung, Getränke aller Art . . . Gustav Mäseritz. Mäseritz, wirklich noch die Mäseritzens, hier hatte er greifbar die Überlieferung, die alte Tradition. Mit Entzücken betrachtete er den messingnen Türgriff, die Linien des einfachen Ornamentes über dem Eingang, das war unverfälscht aus dem Anfang des Jahrhunderts, das war aus der Barnowschen Zeit. Er trat ein und bat um Mittagessen, die Wirtin öffnete ihm eine dumpfe kleine Honoratiorenstube mit graubraunem, Jute bezogenem Sofa, der traurigen modern-städtischen,

braungoldschwarzen Tapete, wie sie jetzt überall auf dem Lande den freundlichen Anstrich, die bunten Muster verdrängt. An den Wänden eine Chromolithographie der kaiserlichen Familie, ein Bismarckkopf mit der Inschrift „Wir Deutschen fürchten Gott u. s. w." und einer Eichenkranzumrahmung, dann altmodische, niedlich ausgetiftelte Plakate von süßlichen jungen Mädchen oder jovialen Männern, welche von Werderschen Obstweinen oder Berliner Schnäpsen nippen, ein ausgeschnittenes Zeitungsblatt mit den Eisenbahnverbindungen von Ellerdamm und Mensen. Die Wirtin brachte ihm ein recht ordentliches Essen: als sie abräumte, lobte er das ihm Vorgesetzte.

„Ja, für uns würden wir es auch nicht so haben, aber zwei Volontäre haben ihren Mittagstisch hier, und bald kommt noch ein dritter."

„Landwirtschaftliche Volontäre? So! Gilt die Bewirtschaftung für besonders gut?"

„Na, Herr von Seylern hält man so ziemlich für den allerbesten Landwirt im ganzen Kreis."

„Ja, ja, heutigen Tages ist das eben leider eine Sache des Kapitals."

„Na, neulich wurde behauptet, er sei keineswegs der Reichste der Gegend. Wir haben ja

jetzt den Herrn von Briehsenow mit der geborenen Stern aus Berlin, dann hat der Fürst Lottum die früheren Arnimschen Güter gekauft. Aber die Leute hier herum sagen, so wie Herr von Seyler hat] es keiner heraus." Sie besah sich den jungen Mann mit nicht allzu gnädiger Miene.

„Sagen Sie mal, Frau Mäseritz, besitzt die Familie Ihres Mannes nicht schon sehr lange diesen Krug?"

„Ach Gott ja, schon vom Ur-Urgroßvater her."

Max Ulrich sah sie lächelnd an. „Dann haben wir gewisse Beziehungen zueinander," er machte eine kurze Pause, „meinem Großvater gehörte noch Neuwerder, die Familie von Barnow hat es fast drei Jahrhunderte besessen. Ich bin Max Ulrich von Barnow."

„Ach Gott ja," meinte Frau Mäseritz, „das ist alles schon recht lange her." Sie dachte angestrengt nach, dann hellte sich ihr behagliches Gesicht, „nu weiß ich auch, von Barnow steht auf Denkmalen in der Kirche."

Das war alles, Max Ulrich hatte es sich dramatischer gedacht. „Haben Sie denn nie etwas von der früheren Herrschaft, von der alten Familie gehört?"

Sie schüttelte den Kopf: „Ne, ich bin aus Mattentin, nicht von hier." Sie hatte ein dunkles Gefühl, daß etwas mehr von ihr erwartet würde. „Ich hole Ihnen meinen Mann."

Herr Mäseritz erschien, vierschrötig und rot. „Ja, ja, das ist sehr lange her," meinte Herr Mäseritz.

„Haben Ihre Eltern nie über meine Großeltern gesprochen?"

„Doch, ja doch, warten Sie mal, gewiß. Die Mutter von meinem Vater war Jungfer bei der damaligen gnädigen Frau. Richtig, von der ist noch ein Gesangbuch mit ihr Bild." Er ging in das Nebenzimmer, man hörte ihn schnaufend einige Möbel rücken und Schubladen öffnen, dann erschien er mit einem verstaubten alten Buch. „Das ist meiner Großmutter ihr Betbuch und hier," er blätterte mit angefeuchtetem Finger darin, „das is ihr Bild!"

Gerührt ergriff Max Ulrich den verlesenen Band und betrachtete die blasse Daguerreotype der freundlichen Frau mit dem glatten Scheitel, der großen Brosche, dem karrierten, weit abstehenden seidenen Kleid. Neugierig sah Frau Mäseritz ihm über die Schulter, anscheinend war das Bild

ihr fremd. „Und deren Schwiegereltern," erzählte Max Ulrich, „waren zur Franzosenzeit hier und in den zwanziger Jahren erbauten sie das Pastorhaus und später restaurierten sie die Kirche und stifteten die Orgel."

„So," meinten die Mäseritze.

„Und der eine Sohn dieser Frau von Barnow stürzte als dreizehnjähriger Knabe hier in der Dorfstraße vom Pferd und starb kurz darauf . . . Haben Sie nie etwas von der Familie gehört?"

„Ich kann mich nicht besinnen, Herr Baron, es ist ja alles so lange her."

„Weitere Familienandenken sind nicht in Ihrem Besitz?"

Herr Mäseritz starrte geistesabwesend nach der Zimmerecke und schüttelte den Kopf, die Gattin antwortete aber freudig: „O, wir haben wunderschöne Bilder von der Herrschaft!" Und im Handumdrehen schleppte sie eine Anzahl Photographien in Plüsch- und Bronzezinnrahmen aus dem Nebenzimmer herbei, sie eifrig erklärend. „Dies ist Fräulein Else, als sie nach der Konfirmation vom Stift kam, jetzt ist sie schlänker geworden, aber so dicke Zöpfe hat sie doch nicht mehr, es waren auch die schönsten rings herum. Und die Photo-

graphie von ihrem Bräutigam hat sie mir versprochen. Und dies ist Herr Günther als Kadett, und dies ist die gnädige Frau mit den beiden Jüngsten als kleinen Kindern." Max Ulrich ließ Zeichen der Ungeduld erkennen. „Ach, das müssen der Herr noch sehen . . ." ein Gruppenbild wurde herbeigeholt. „Dies sind die achtunddreißig Herrschaften zur silbernen Hochzeit auf der Rampe. Sie können sich gar nich denken, wie schön das war! Die Kinder kriegten Kaffee und Kuchen, die Erwachsenen hatten ein Tanzvergnügen in der Scheune und abends war Fackelzug . . . Ach müssen der Herr fort?" Max Ulrich war aufgestanden und öffnete seine Börse. „Also," sie rechnete zusammen, „macht eine Mark fünfundsechzig, ich danke bestens."

Sie begleiteten Max Ulrich zur Tür, beide empfanden dumpf, daß der Gast sie enttäuscht verließe; da hatte Gustav Mäseritz einen glänzenden Gedanken. „Wissen Sie was, Herr Baron, der Herr Pastor Gaede bekümmert sich viel für alte Sachen und rumort viel um die alte Steine in der Kirche rum. Der wird Ihnen besser als wir Bescheid wissen, unsereins hat nich so von früher gehört."

Dies leuchtete dem Max Ulrich ein, er überquerte den Weg, klopfte an, der Pastor öffnete die Tür, er stellt sich ihm vor und erklärte ihm den Zweck seines Kommens.

„Das ist ja hochinteressant, bitte treten Sie näher. So, so, es gibt also noch Barnows. Ich weiß nicht, ich wähnte das Geschlecht bereits ausgestorben.“

„O keineswegs, Herr Pastor.“

Sie setzten sich in das verrauchte Studierzimmer, welches ein Lutherbild, der Thorwaldsensche Christus und ein Plockhorstscher Kupferstich schmückte, das mit einem verhältnismäßig reichhaltigen Bücherschrank und einem behäbigen, zum Mittagsschlaf einladenden Sofa versehen war. Der Pastor bot Cigarren an, nahm aber Gott sei Dank nicht übel, daß Max Ulrich seine eigenen Cigaretten hervorzog, und friedlich rauchten sie zusammen. „Freilich,“ begann der Geistliche, „freilich ist mir die Barnowsche Familiengeschichte vertraut.“ Es war die erste sympathische Kundgebung, und Max Ulrich rückte, angenehm berührt, näher. Ziemlich richtig zählte darauf Pastor Gaede die verschiedenen Mitglieder auf, Kirchen=

bücher und Grabinschriften hatte er augenscheinlich sorgfältig gelesen. Max Ulrich drückte ihm seine Bewunderung aus. „Sie begreifen, da sich Frau von Seyler für alles Alte interessiert, auf die Instandhaltung der Denkmäler hält, wäre es meinerseits ein Mangel an Entgegenkommen, wenn ich ihr in diesen achtungswerten Bestrebungen nicht beistünde.“

„Die neuen Besitzer scheinen recht beliebt.“

Pastor Gaede stutzte einen Augenblick. „Ach, Sie meinen die Seylers. In der Tat, und nicht ohne Grund. So wie der alte Herr von Rochow die Augen schließt, wird Herr von Seyler Landrat und, meiner Überzeugung nach, durch einstimmige Wahl. Auch sind die Damen sehr tätig; hier in Neuwerder wurde die erste Strickklasse, die erste Dorfbibliothek des ganzen Kreises eingerichtet. Auch der erste Arbeiterkonsumverein; jetzt verwalten ihn die Töchter, nachdem Frau von Seyler und der Hauslehrer ihn in Gang gebracht hatten ... Aber wenn es Ihnen, verehrter Herr, recht ist, schreiten wir zur Kirche hinüber,“ er nahm die Schlüssel vom Nagel, „und dann erweisen Sie uns hoffentlich die Ehre, hier Kaffee zu trinken.“

„Sie sind wirklich zu liebenswürdig . . . aber . . .“

Pastor Gaede war verschwunden und Max Ulrich vernahm eine weibliche, mißvergnügte Stimme: „Herr Jesus . . . na wenn du meinst!“

Es war eine märkische Kirche wie viele andere; ein alter Steinbau, wohl von Cisterziensern erbaut, ein nichtssagendes Dach, ein malerischer, wenn auch dürftiger Turm, eiserne Grabkreuze, viel Holunder und Flieder. Innen trostlose Talmigotik der dreißiger Jahre. Gemalte graue Quadersteine, gemaltes graubraunes Maßwerk um den Chor, spillerige Glasfenster mit harten blauen und roten Mustern. Der Pastor seufzte: „Vorher schmückte das liebe Gotteshaus eine recht ansehnliche Kanzel aus der Zopfzeit, auch an den Estraden waren gefällige Barockornamente, alles in weiß und grün und gold gehalten. Frau von Seyler hatte eine kleine Skizze davon entdeckt. Fräulein Amalie von Barnow hatte sie seiner Zeit aquarelliert. Gern würde Frau von Seyler ihren Gemahl bewegen diese Restaurierung zu entfernen und die einstige Verfassung wieder herzustellen, aber dann kommt Herr von Seyler, wie das bei solchen Herren ja üblich, mit dem

agrarischen Niedergang; so wird es wohl vorläufig unterbleiben." Und aufmerksam widmeten sich beide den Denkmälern und Tafeln.

„Der Kaffee wird kalt, läßt Mama sagen;" eine der Pastorsprossen mit Stupsnase und blonden Zöpfen meldete es, und sie kehrten zurück. Frau Pastors mißliebige Stimmung war verflogen; nachdem ihre Neugierde durch den Fremdling gesättigt war, machte sich ihr Mitteilungsbedürfnis geltend. Wieder bekam Max Ulrich von Fräulein Else, Fräulein Armgard, Herrn Günther und Herrn Oskar zu hören, nur durch die angestrengteste Geschicklichkeit entging er ihren Photographien, einschließlich des Gruppenbildes zur silbernen Hochzeit.

„Sie werden selbstverständlich nachher im Schloß Besuch machen?" frug sie.

„Ja, ich wollte schon Herrn von Barnow den Vorschlag unterbreiten, nach eingenommenem Imbiß dort vorzusprechen. Die Herrschaften werden ihn gewiß außerordentlich liebenswürdig empfangen."

Max Ulrich schwankte. „Allerdings möchte ich gern alles in Augenschein nehmen . . . es ist aber wohl recht verändert?"

„Vollständig," meinte der Pastor und räusperte sich. . . „Sie wissen . . . jene Zeit der vierziger Jahre, grau und weiße Kachelöfen, Polisandermöbel, Ripsbezüge. Und grade die jetzige Frau von Seyler hat einen hoch entwickelten Geschmack."

„Was ist sie für eine geborene, wer waren eigentlich die Seylers?"

„Sehr geachtete Großindustrielle aus Berlin; der jetzige Besitzer stand bei den Garde-Ulanen, seine Frau ist die Tochter des Obersten Bachmann, des später geadelten Erziehers des Kronprinzen. Sie versteht sich meisterhaft auf Stilarten, hat die Verhunzungen dieses verflossenen Jahrhunderts allmählich entfernt; viele gute alte Möbel fanden sich auf dem Boden, auch in den Bauernhäusern der Umgegend verstreut. Die Eintrittshalle ist wieder wie zur Zeit der Sophie Luise von Barnow freigelegt worden, der alte Kamin steht wieder an Ort und Stelle. Alle Veränderungen sind mit Sorgfalt und Liebe vorgenommen worden; verehrter Herr, Sie werden Ihre helle Freude daran haben."

„Gewiß," meinte Max Ulrich höflich. . .

„Ich will aber doch lieber nicht stören und werde mir das Gebäude von außen besehn.“

Das Ehepaar war ganz verdutzt. „Aber ich bitte Sie, die Herrschaften würden sich ja so ganz besonders freuen!“ ... „Es würde Sie doch gewiß lebhaft interessieren, und die Familie würde Ihnen ungemein zusagen!“ ...

Aber Max Ulrich ließ sich nicht umstimmen, so begleitete Herr Pastor Gaede ihn herüber. Er hatte sogar den Takt, Max Ulrich seinen eigenen Gedanken zu überlassen, und still blieb dieser am Eingangstor stehen. Rechts und links die Ökonomiegebäude, augenscheinlich kürzlich neu aufgeführt und vorzüglich im Stand. Dann, vor ihm, das einfache, liebe alte Schloß. Da war das hohe Dach, da die Eingangstür mit dem Wappen, fast drei Jahrhunderte lang war es das wohlbekannte gewesen! Da die Rampe, von der während eines Schneesturmes der Wagen mit den Großeltern heruntergestürzt war, ohne daß sich die Insassen verletzt hatten. Jene Fenster unten links mußten die des Eßzimmers sein, jene rechts die vom Arbeitszimmer des Hausherrn; da war der „Spion“, von dort aus übersah das Auge des Gutsherrn den Hof. Das Eckfenster war

jenes der Ur=Urgroßtante Amalie gewesen, von dort aus hatte sie immer nach dem Bräutigam, der die Allee herunterreiten sollte, ausgeschaut. Er war aber bei Jena gefallen. Viele ihrer Briefe hatten sich erhalten, in dem Zimmer war sie als altes Fräulein gestorben.

„Das Äußere des Schlosses ist unverändert geblieben,“ begann Pastor Gaede, „nur ist statt des steingrauen Anstriches der freundliche und stilgerechte hellgelbliche getreten, auch Fensterläden und Rahmen haben wieder ihre ursprüngliche weiße Farbe erhalten. Die Blumenbeete sind ebenfalls der Frau von Seyler zu verdanken,“ es waren einfache, stilisierte Rabattenbeete mit Rosenstöcken und Clematisgirlanden.

„Als sie hier einzogen, soll es nur einige Gummibäume und Blattpflanzen gegeben haben. Der Hauptgarten liegt aber nach dem Park zu, die Damen beschäftigen sich lebhaft mit demselben, haben jetzt die altmodischen Bauernblumen wieder eingeführt. Sie müßten das sehen.“

Aber Max Ulrich ließ sich nicht bewegen. „Es wird auch Zeit,“ er sah nach der Uhr; den 3.28 Zug hatte er eigentlich nehmen wollen, es

gab aber auch einen um 5.17, den konnte er noch erreichen; hier hatte er nichts mehr zu suchen.

„Die Herrschaften würden Sie ja so überaus gern nach Ellerdamm befördern ... wenn ich Sie nur anmelden dürfte!“

„Tausend Dank, Sie sind allzu freundlich; ich gehe aber wirklich lieber. Es ist mir auch verordnet worden, ich gebrauche eine Kur.“

Zweifelnd besah Herr Pastor Gaede Max Ulrichs gesunde Erscheinung, aber es ließ sich nichts machen und mit wohlgesetzten Worten nahmen sie voneinander Abschied.

Als er allein war, wandte sich Max Ulrich und betrachtete noch einmal das Schloß, die Bäume, die heimatliche Scholle. „Hier werde ich nie wieder stehen!“

Am Abend schrieb er aus seiner kleinen Referendar-Junggesellenstube seiner Schwester einen ausführlichen Brief. Er endete mit den Worten: ... „Du kennst das Ideal, welches seit meiner Knabenzeit mir vorschwebte. Nun suche ich mir ein neues; vielleicht wird es kein schöneres, es wird aber ein echteres sein. Erinnerst Du Dich, einmal erzählte Vater von seiner Begegnung mit einem Schlippenbach, bei dem es sich herausstellte,

daß er gradlinig von den einstmaligen Besitzern von Neuwerder stammte? Diese Schlippenbachs hatten nie wieder einen Morgen besessen, waren all die Generationen über Soldaten- und Beamtenadel gewesen. So wird es wohl auch mit uns werden und wir dürfen uns nicht beklagen. Wer hat denn ein angestammtes Recht?"



Leipzig
Druck von Fischer & Wittig.

